

III. Die Debatte Derrida-Searle

III. 1. Überblick über die Debatte und ihre Rekonstruktion

Inhalt des Unterkapitels

Im Folgenden sollen die einzelnen Schritte der Derrida-Searle-Debatte umrissen werden. Dabei soll zugleich erläutert werden, inwieweit die hier vorgenommene, systematisch orientierte Rekonstruktion der Debatte von einer rein historischen Rekapitulation der Debatte abweicht.

Sowohl Derrida als auch Searle verteidigen in den relevanten Texten der Debatte ein bestimmtes Austin-Bild gegenüber der Deutung des jeweils Anderen. Eine historiographische Aufarbeitung der Position Austins über die für diese Arbeit systematisch relevanten Fragen hinaus – wie etwa bereits in Kap. II.2 geschehen –, wäre jedoch ein zeitlich-räumlicher Mehraufwand, der systematisch wenig Ertrag brächte. Es ist diese historiographische Aufarbeitung auch bereits dargelegt worden, sodass es sich um kein Desiderat handelt.¹ Im Folgenden ist vielmehr die Frage zu beantworten, welche Positionen Derrida und Searle beziehen und welche Argumente sie vortragen. Immer wieder ist dabei auf theoretische Annahmen Austins zurückzukommen – allerdings ohne die Absicht

¹ Auf die Funktion und die Richtigkeit der jeweiligen Austin-Deutungen Derridas und Searles innerhalb der Debattentexte ist etwa eingegangen worden bei: Cavell, „What did Derrida want of Austin?“; Ders., „Seminar on ‚What did Derrida Want of Austin?‘“. Moati, *Derrida et le langage ordinaire*; Ders., *Derrida/ Searle*; Ders., „Le prisme descriptiviste de la théorie des actes de langage de J.R. Searle“, in: Sandra Laugier, Sabine Plaud (Hrsg.), *Lectures de la philosophie analytique* (Paris: Ellipses, 2011), 211-229. Glendinning, „Inheriting ‚Philosophy‘“. Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, in: *Is There a Text in This Class? The Authority of Interpretive Communities* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1980), 197-243; Ders., „With the Compliments to the Author. Reflections on Austin and Derrida“.

zu verfolgen, eine über Derrida oder Searle hinausgehende theoretische Eigenständigkeit zu erarbeiten.

Die Debatte setzt 1977 mit Searles Antwort ein, der bereits zitierten „Reply“ (*Rep*) auf Derridas ebenfalls bereits dargestellten (Kap. II.4.2) Vortrag „Signature Événement Contexte“ (*SEC*), den dieser 1971 auf dem *Congrès international des Sociétés de philosophie de langue française* in Montréal gehalten hatte. Eine systematische Untersuchung muss entsprechend mit der Frage einsetzen, wie Searle überhaupt dazu kommt, Derridas Vortrag anzugreifen, obwohl er selbst darin mit keinem Wort erwähnt wird?

In der Forschungsliteratur, die sich der Derrida-Searle-Debatte annimmt und dabei die Position Searles als grundsätzlich zutreffend betrachtet (Cavell, Moati),² besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass Searle in seiner „Reply“ sein Austin-Bild – wie es ihm etwa als Grundlage für sein Werk *Speech Acts* dient – gegen das von Derrida in (*SEC*) vertretene behaupten muss – getreu der Auffassung Searles: „Derrida [...] has misunderstood and misstated Austin’s position at several crucial points“ (*Rep*, 198). Ein detailliertes Verständnis Austins legt Searle in der „Reply“ nicht dar, sondern verweist auf andere seiner Schriften:³ „I hold no brief for the details of Austin’s theory of speech acts, I have critized it elsewhere and will not repeat those criticisms here.“ (*Rep*, 204)

Diesbezüglich hat Rorty angemerkt: „I cannot see that in his reply to Searle [...] Derrida laid a glove on Searle, as far as Searle’s charges of misreading Austin are concerned“⁴. Dieser Auffassung hat sich die Forschung weitgehend angeschlossen.⁵ In dieser Hinsicht trifft Searles „Reply“ also ins Schwarze, denn wie bereits angemerkt (Kap. II.4.2), denkt Austin Performativität ausgehend von

² Vgl. Moati, *Derrida/Searle*, 11; Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“, 45, 73.

³ Die einzige ausführliche Darstellung von Austins Philosophie gibt Searle allerdings erst nach der Jahrtausendwende. Vgl. Searle, „J. L. Austin (1911-1960)“.

⁴ Rorty, „Deconstruction and Circumvention“, in: *Essays on Heidegger and Others*. Philosophical Papers, vol. 2 (Cambridge: Cambridge University Press, 1991), 85-106, 86, Fn. 3.

⁵ Vgl. etwa: Moati, *Derrida/Searle*, 130.

konstativen Äußerungen und nicht umgekehrt.⁶ Damit sei jedoch nicht gesagt, dass Derridas Kritik in „Signature Événement Contexte“ gegenstandslos wäre.⁷ So bemerkt auch Rorty in Anbetracht der Derrida-Lektüre Fishs: „Fish seems to me right in reading *How to Do Things with Words* as saying (about language, if not about philosophy) pretty much what Derrida himself wants to say“⁸.

Es ergibt sich somit folgende Ausgangslage: Derridas Angriff in „Signature Événement Contexte“ auf bestimmte Annahmen Austins geht am tatsächlichen Austin vorbei (was in der Forschung u.a. damit erklärt wird, dass Derrida zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Textes Austins *Philosophical Papers* schlichtweg noch nicht gelesen hatte).⁹ Doch geht dieser Angriff – gegen das, was Derrida den Logozentrismus der Kommunikation nennt (Kommunikation als „l'échange des intentions“, *SEC*, 392) – nicht einfach an Austin vorbei, sondern teilt mit diesem die Kritik einer absoluten Anwendung des Wahrheitswerts von Aussagen (vgl. Kap. II.2), was Austins zentraler Forderung entspricht, vom „true/false fetish“ abzulassen („the ‚descriptive‘ fallacy“).¹⁰ Gerade diese Annahmen, die Austin und Derrida (von Derrida zunächst unerkannt) teilen, heben sich jedoch von demjenigen Typ einer Sprechakttheorie ab, den Se-

⁶ Dies wird insbesondere deutlich bei Moati, *Derrida et le langage ordinaire*, 258.

⁷ Insbesondere Norris verteidigt Derridas Austin-Lektüre: „Indeed, it was Searle's failure to reckon with this complex background of argument – his assumption that Derrida must either be fooling or just an incompetent philosopher – that made the exchange such a nice demonstration of Derrida's central point. For after all, if Derrida *has* failed to grasp the plain sense of Austin's speech-act-theory, then what must this mean for the theory itself, and for Searle's confidently orthodox restatement of it?“ (Christopher Norris, „Philosophy is not just a ‚kind of writing‘“, in: *Redrawing the Lines*, 189-216, 195) Auf diese Überlegung ist in Kap. III.4.2 zurückzukommen.

⁸ Rorty, „Deconstruction and Circumvention“, 86, Fn. 3.

⁹ Moati wiederholt diese Erkenntnis Cavells. Vgl. Moati, *Derrida/Searle*, 130; Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“, 70.

¹⁰ Austin, *HTW*, 151, 3. Vgl. etwa Cavell, „What did Derrida want of Austin?“, 47f., 68.

arle vertritt. Dieser Umstand prägt Derridas Entgegnung „Limited Inc a b c ...“ auf Searles „Reply“, die noch im selben Jahr von Searles „Reply“ erscheint. Die Argumente, die in „Signature Événement Contexte“ somit weitgehend ungerechtfertigt gegen Austin ins Feld geführt wurden (und im Grunde an einer Kritik der Intentionalität *à la* Husserl orientiert waren), richten sich nun – dank der Einsicht, die sich Searles Hinweisen in seiner „Reply“ auf die Position Austins verdanken – gegen Searle selbst. In „Limited Inc a b c...“ erkenne Derrida, so Moati, „*rétroactivement que la vraie cible (inconsciente !) de *Sec* n'était pas prioritairement Austin mais bien Searle*“.¹¹

Moati geht jedoch ferner davon aus, dass Derridas Kritik an Searle ebenfalls an diesem vorbeigehe und einer Kritik Husserls verpflichtet bleibe: „[E]n husserlianissant toute forme d'intentionnalité, Derrida qui ne connaissait ni *Speech Acts*, ni *Expression and Meaning* avant l'élaboration de sa propre réponse à Searle, a été conduit à caricaturer la position véritable de Searle“.¹² Moati hält fest, dass die „instrumentalisation des thèses d'Austin et de Searle“ die Kehrseite dessen sei, „qui rattache la déconstruction à l'œuvre de Husserl“.¹³ Eine ausschließliche Orientierung von Derridas Position an der Husserls läuft jedoch Gefahr, die tatsächliche Nähe Derridas zu Austin (vgl. Kap.II.2) zu unterschätzen.¹⁴ In jedem Fall darf dabei die Einsicht Rortys nicht zu kurz kommen, dass trotz einer gewissen Fehllektüre seitens Derridas – was bestimmte Annahmen von Derridas Austin-Bild in „Signature Événement Contexte“ betrifft –¹⁵ gilt: „Derrida did formulate an effective criticism of various metaphilosophical assumptions common to Austin and Searle.“¹⁶ Dass es in der Derrida-Searle-Debatte zunehmend um, wie Rorty meint, „metaphilosophical assumptions“ gehe, ist insofern zu präzisieren, als der weitere Verlauf der Debatte

¹¹ Moati, *Derrida/Searle*, 130.

¹² Ebd., 113.

¹³ Ebd.

¹⁴ So auch Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“, 68.

¹⁵ Vgl. Moati, *Derrida/Searle*, 50f., 55.

¹⁶ Rorty, „Deconstruction and Circumvention“, 86, Fn. 3.

um Klärung der systematischen Voraussetzungen der zuvor diskutierten sprachphilosophischen Positionen bemüht ist – und insofern zugleich als eine meta-theoretische Debatte der Sprachphilosophie betrachtet werden kann. Entsprechend wichtig ist es, Rortys Einschätzung im Hinterkopf zu behalten, gerade weil diese eine andere Sichtweise als die Moatis auf die Debatte nahelegt – auch wenn Rorty diese nicht ausgearbeitet hat.¹⁷

Implizit wird auf Rortys Einschätzung daher häufig zurückzukommen sein, wenn Momente der Debatte im Folgenden anders als bei Moati rekonstruiert werden. Dennoch gilt es auch dessen Pionierleistung anzuerkennen: Denn seine Rekonstruktion unternimmt erstmals den Versuch, die intentionalitätstheoretischen Grundlagen der Debatte zu erhellen.¹⁸ Damit liefert Moati eine wichtige Ergänzung zur weitgehend semiotisch orientierten Rekonstruktion der Debatte, die etwa Manfred Frank unternommen hat.¹⁹ Beiden Rekonstruktionen gemein ist jedoch das Defizit, Derridas erkenntnistheoretischen Ausgang ungenügend zu berücksichtigen, dem im Folgenden ein eigenes Unterkapitel gewidmet ist (Kap. III.3). Der Sache nach ist die Frage nach erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der Sprachphilosophie jedoch viel eher von Rorty gesehen worden („metaphilosophical assumptions“) als von Moati, dessen geistphilosophische Orientierung mit einer Marginalisierung des erkenntniskritischen Impetus Derridas einhergeht. Dessen Bezugnahme auf das Thema der Schrift darf entsprechend nicht semiotisch (Frank), sondern muss erkenntnistheoretisch verstanden werden. Darauf hat – noch vor Frank – bereits Gerard Granel hingewiesen,²⁰ was jedoch in Vergessenheit geraten

¹⁷ Rorty belässt es bei einer programmatischen Fußnote: vgl. Rorty, „Deconstruction and Circumvention“, 86, Fn. 3.

¹⁸ Entsprechend programmatisch muss folgender Satz Moatis verstanden werden: „Plus que jamais, ce débat interroge le concept de l'intentionnalité.“ (Moati, *Derrida/ Searle*, 8)

¹⁹ Frank, „Die Entropie der Sprache. Überlegungen zur Debatte Searle-Derrida“, in: *Das Sagbare und das Unsagbare*. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989), 491-560.

²⁰ Granel, „Jacques Derrida et la rature de l'origine“.

ist.²¹ In diese Richtung weist auch Norris: „What Derrida is surely getting at here is the requirement that philosophy not only be ‚readable‘ but in some sense acknowledge its own textuality“²² – wobei der Begriff „textuality“ dann erkenntnistheoretisch zu rekonstruieren ist (siehe dazu: Kap. III.3.2). Dass es sich dabei nur um eine Rekonstruktion – mit all ihren methodischen Schwächen – handelt, ist unvermeidbar, da Derrida an keiner Stelle eine in sich abgeschlossene Erkenntnistheorie vorgelegt hat.²³ Es gilt daher, die über Derridas Werk verstreuten erkenntnistheoretisch relevanten Überlegungen systematisch zu bündeln und für diese Bündelung an entsprechender Stelle zu argumentieren.

Nachdem die ersten Dokumente der Debatte (Derridas „Signature Événement Contexte“, Searles „Reply“, Derridas „Limited Inc a b c ...“) es nahelegten, diese allein sprachphilosophisch und als zeitgenössische Debatte um ein schon historiographisches Thema – die korrekte sprachphilosophische Position Austins – zu verstehen, thematisieren Searle und Derrida in der Folge jedoch zunehmend die jeweiligen Voraussetzungen ihres Kontrahenten. Diesen Voraussetzungen – den sprechakttheoretischen Searles (Kap. III.2) und den erkenntnistheoretischen Derridas (Kap. III.3) – ist somit auch die Rekonstruktion dieser Debatte verpflichtet. Diese sei in ihrem historischen Ablauf kurz umrissen: Gegen Ende der 1980er Jahre nimmt Derrida in Form eines Interviews mit Gerald Graff Bezug auf den früheren Schlagabtausch mit Searle. Derrida antwortet auf Graffs Fragen in Briefform und gibt dieser den Titel eines

²¹ Neuerdings hat auch Gasché die erkenntnistheoretischen Momente von Derridas „Signature Événement Contexte“ betont: „The burden of the argument of the essay rests within these generalized traits. They are traits constitutive of intelligibility as such.“ (Gasché, „More than a Difference in Style“, 126)

²² Norris, „Philosophy is not just a ‚kind of writing‘“, 196.

²³ Das Problem, Derridas philosophische Positionen rekonstruieren zu müssen, ist keineswegs neu. So hält Timothy Mooney für die Frage nach Derridas Wahrnehmungstheorie fest: „I say ‚reconstruct‘ because he never really provides a worked-out theory of perception [...]“. (Timothy Mooney, „Derrida’s empirical realism“, in: *Jacques Derrida*. Volume II, 393–361, 358. Zuerst erschienen in: *Philosophy and Social Criticism* 25/5 (1999), 33–56)

Nachworts: „Afterword: Toward an Ethic of Discussion“ (*Aw*). Dabei sei nicht unerwähnt gelassen, dass dies auch unter dem Eindruck der mittlerweile hinzukommenden Kritik vonseiten Habermas’ geschieht (vgl. *Aw*, Fn. 9, 156-158): „He [Habermas] sides with Searle although in his eyes ‚the discussion between Derrida and Searle‘ remains ‚impenetrable‘ (*undurchsichtige Diskussion*, trans. P. 194).“ (*Aw*, 157) Derrida sieht sich unter diesem Druck durch die philosophische Öffentlichkeit – Searle, Habermas, u.a. in philosophischer Hinsicht inhaltsleere, akademische Proteste (auf die Derrida in seinem Nachwort ebenfalls Bezug nimmt, vgl. *Aw*, Fn. 12, 158f.) – veranlasst, systematische Anmerkungen zu seiner und Searles Philosophie zu machen: „I put quotation marks around ‚Searle‘ and ‚I‘ to mark that beyond these indexes, I am aiming at tendencies, types, styles, or situations rather than persons.“ (*Aw*, 131). Dabei bekräftigt Derrida in inhaltlicher Hinsicht die Position eines neutralen Realismus (Kap I.2; III.3.2),²⁴ nämlich dass „the norms of intelligibility are not absolute and ahistorical, but merely more stable than others. They depend upon socio-institutional conditions, hence upon nonnatural relations of power“ (*Aw*, 147).

Diese dezidiert erkenntnistheoretische Position („norms of intelligibility“; vgl. Kap. III.3) steht im Kontrast zu Searles zu Beginn der 1990er Jahre seinerseits erfolgende Wiederaufnahme der Debatte in „The World Turned Upside Down“ (*Wud*) 1993 sowie „Literary Theory and its Discontents“ (*LTD*) 1994: „Roughly speaking, as theorists we are interested in the ontology of language, and the epistemological question – how do you know? – is irrelevant.“ (*LTD*, 648) Damit ist die zunächst sprachphilosophische Debatte aber zu einer Debatte über die Rolle von Ontologie und Erkenntnistheorie für die Sprachphilosophie geworden. Im Folgenden ist entsprechend dieser unterschiedlichen Auffassungen Derridas und Searles über das Verhältnis von Ontologie und Erkenntnistheorie zu zeigen, dass diese Unterschiede nicht erst mit deren Benennung durch die Protagonisten der Debatte seit dem Ende der 80er Jahre relevant werden, sondern diese Differenz bereits von Beginn an im Spiel ist (Kap. III.2, III.3). In diesem Sinn

²⁴ Vgl. Gabriel, „Neutral Realism“, in: *The Monist* 98 (2015), 181-196. Vgl. Price, „Metaphysics after Carnap: The ghost who walks?“, 338.

ist die nachfolgende Rekonstruktion nur insoweit eine sprachphilosophische Untersuchung, als eine solche zur Aufdeckung ihrer ontologischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen erforderlich ist.

Bei Searle ist dies in größerem Umfang nötig, da seine sprechakttheoretischen Voraussetzungen häufig getrennt von seinen späteren Arbeiten zu einer „ontology of the mental“ (RM, 20) behandelt worden sind. Insbesondere die in der Forschung gängige Unterscheidung²⁵ eines frühen Searle von einem späteren Searle gilt es in diesem Sinn zu widerlegen (dazu insgesamt: Kap. III.2). Auch Searle selbst hat in späteren Schriften sowohl die früher geübte Kritik an Derrida wiederholt, als auch diese im Sinne systematischer Unterschiede erweitert. So erfährt Searles frühe Einschätzung – wonach gilt: „there need be no gulf at all between the illocutionary intention and its expression“ (Rep, 202) – später sowohl eine Bekräftigung – „[a]t the very least he [Derrida] is confusing sentence meaning with speaker meaning“ (LTD, 661) – als auch eine Tiefenerlegung – „Derrida is here confusing epistemology with ontology“ (LTD, 662). Die Fragen, so Searle, die Derrida im Ausgang der sprachphilosophischen Konstellation bei Austin formuliere, „though they may be of practical importance to biographers, historians, and critics, [...] are of no theoretical interest in developing a theory of language“ (LTD, 662). Derrida, der sich zwischenzeitlich explizit mit Searles theoretischen Annahmen beschäftigt hat, wirft Searle umgekehrt vor, dessen Bezugnahme auf eine geordnete Ontologie (Kap. I.2) erfolge, „to mask a theoretical weakness“ (Aw, 125): „Searle’s book on intentionality (1983) has not helped me, not in the slightest, to dispel these concerns“ (Aw, 130). Es verbietet sich also, vor den skizzierten systematischen Manövern Searles und

²⁵ Als *locus classicus* dieser Unterscheidung ist Frank W. Liedtke zu zitieren: „Philosophy of language is conceived as part of a theory of action in Searle I. It is a branch of the philosophy of mind in Searle II.“ (Frank W. Liedtke, „Representation and Illocution“, in: Armin Burkhardt (Hrsg.), *Speech Acts, Meaning and Intentions. Critical Approaches to the Philosophy of John R. Searle* (Berlin, Boston: Walter de Gruyter, 1990), 194-209, 196)

Derridas, der Annahme Cavells zu folgen, „that the controversy between Derrida and Searle did not happen“.²⁶

In nuce kann die Debatte also folgendermaßen rekonstruiert werden: Sie beginnt mit einem Widerstreit zweier Auffassungen dessen, worin ein Sprechakt besteht. Searle besteht auf der Universalität der Sprechakte,²⁷ für die er das „principle of expressibility“ (*SA*, 19) einführt, auf dessen Grundlage er in seiner „Reply“ auf Derrida festhalten kann: „But of course in serious literal speech the sentences are precisely the realizations of the intentions: there need be no gulf at all between the illocutionary intention and its expression.“ (*Rep*, 202) Derrida will die Searlsche Sprechaktkonzeption hingegen lediglich als eine Teilmenge sprachlicher Möglichkeiten verstanden wissen, wie er in seiner Entgegnung „Limited Inc a b c...“ auf Searles „Reply“ festhält:

I am convinced that speech act theory is fundamentally and in its most fecund, most rigorous, and most interesting aspects (need I recall that it interests me considerably?) a theory of right or law, of convention, of political ethics or of politics as ethics. (*Lim*, 240)

Gemäß Derridas Ablehnung der Searlschen Sprechakttheorie als einer Universaltheorie der Sprache wirft Searle Derrida umgekehrt vor, er selbst habe keine Universaltheorie, das heißt er vertrete keine Ontologie der Sprache (vgl. *LTD*, 662). Dem entgegen steht freilich Derridas Theorie *De la grammatologie* (1967), die eine auf die Eigenschaften von Schriftlichkeit erweiterte Sprachtheorie darstellt: „Le gramme est alors le concept le plus général de la sémiologie – qui devient ainsi grammatologie – et il convient non seulement au champ de l'écriture au sens étroit et classique mais à celui de la linguistique.“ (*Pos*, 38) In der Ausweitung der Eigenschaften von Schrift auf Sprache sieht Searle freilich „the levelling implication that one text is as much of a text as any other text“.

²⁶ Cavell, „What did Derrida want of Austin?“, 46.

²⁷ Diese bestreitet explizit Barry Richards, wenn er von dem Searlschen Ansatz zu zeigen versucht, warum dieser vom Mangel einer „sufficient generality to be of theoretical interest“ gekennzeichnet sei (Barry Richards, „Searle on Meaning and Speech Acts“, in: *Foundations of Language* 7/4 (1971), 519-538, 519).

(RR, 73). Entsprechend folgert Searle: „If all ‚reality‘ is just a text anyway, then the role of the textual specialist, the literary critic, is totally transformed.“ (RR, 71) Searle betrachtet Derridas Sprechaktverständnis entsprechend nicht nur als Übertragung der Eigenschaften von Schriftlichkeit auf Sprache, sondern schließlich als Ineinanderführung von Text und Welt. Im Folgenden gilt es daher beide Arten von Gründen zu erarbeiten: die, die Searle zu einem vergleichsweise engen Sprachbegriff (Sprache als Sprechakt) führen und die, die Derrida zu einem vergleichsweise weiten Sprachbegriff (Ineinanderführung von Schrift, Sprache und Welt) führen. Diese sprachphilosophischen Positionen sollen nun zunächst betrachtet werden (für Searle: Kap. III.2; für Derrida: Kap. III.3). Die eigentliche Ausführung der Debatte (Kap. III.4) soll diese sprachphilosophischen Positionen dann als Debatte um ein ontologisches (Searle) oder erkenntnistheoretisches (Derrida) Verständnis von Sprache darstellen und soweit als möglich entscheiden.

III. 2. Die sprechakttheoretischen Voraussetzungen von Searles „Reply“ (1977)

III. 2.1. Die Ausdrückbarkeit von Nicht-Sprachlichem (g-Repräsentationalität)

Inhalt des Unterkapitels

Das vorliegende Unterkapitel ist in drei Teile gegliedert. (1) Zunächst gilt es die Grundlage für ein systematisches Verständnis von Searles Position darzulegen. Dazu muss insbesondere sein „principle of expressibility“ diskutiert werden. (2) Diese Diskussion ist dann auf sein Sprechaktverständnis im Allgemeinen zu erweitern. Eine systematische Lektüre desselben setzt die Diskussion und Ausschaltung dessen voraus, was in der Forschung die Unterscheidung eines frühen Searle (Searle I) von einem späteren Searle (Searle II) genannt wird. (3) Wenn abschließend klar wird, dass es nur eine systematisch relevante Position Searles gibt, kann auf deren (problematische) Voraussetzungen abgehoben werden.

Man kann dem Hinweis Frank Kannetzkys folgen, der Searles „principle of expressibility“ (PE) (SA, 19) als eine „translation thesis“¹ versteht. In diesem Sinn verwendet Searle das Prinzip auch in seiner „Reply“ auf Derrida: zwischen Gemeintem und Geäußertem „need be no gulf“ (Rep, 202). Kannetzkky hält fest: „This is the methodological role of the principle of expressibility: If the principle holds, it is sufficient to examine the linguistic expressions in order to grasp the meaning of utterances.“² Hierbei ist jedoch präzisierend anzuführen, dass für Searle „the linguistic expressions“ einfach schon „the meaning of the utterance“ als Satzintentionen sind. Von diesen Satzintentionen beziehungsweise Bedeutungen der jeweils verwendeten sprachlichen Ausdrücke in einem engeren

¹ Frank Kannetzkky, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, in: Günther Grewendorf, Georg Meggle (Hrsg.), *Speech Acts, Mind, and Social Reality*. Discussions with John R. Searle (Kluwer: Dordrecht, 2002), 65-82, 66.

² Ebd.

Sinn grenzt Searle jedoch die Sprecherintention ab (vgl. etwa *EM*, 117; *Int*, 146; *RM*, 181). Aber auch so handelt es sich noch um eine „translation thesis“, denn die Satzintention ist demnach methodisch ausreichend, um die Sprecherintention zu erfassen. Demnach gilt im Sinne der „Reply“: „there need be no gulf at all between the illocutionary intention and its expression.“ (*Rep*, 202) Diese These geht im Kern davon aus, dass alles in Äußerungen Gemeintes auch ultimativ in Äußerungen explizierbar ist, weil die Kategorie des Meinens grundsätzlich nicht unbestimmt sein könne.³ Es handelt sich hierbei um eine transzendente Behauptung,⁴ insofern Searle damit etwas über die Möglichkeit des Sinns von Äußerungen noch vor allen Äußerungen aussagt. Dies ist jedoch insofern problematisch, als Searles transzendente Behauptung die Vergleichbarkeit von Ungleichem voraussetzt:⁵ Eine Äußerung sei demnach grundsätzlich in der Lage, etwas Gemeintes besser oder schlechter als eine andere Äußerung auszudrücken. Das setzt voraus, dass Sprachliches (Äußerungen) und Nicht-Sprachliches (Gemeintes) vergleichbar sind. Vergleichbarkeit setzt Kriterialität voraus und das Kriterium dieser Vergleichbarkeit ist für Searle das Gemeintes einer Äußerung: „I know what I mean.“ (*IEFP*, 141)

Die Bezugnahme auf ein nicht-sprachliches Kriterium, anhand dessen die Korrektheit einer Äußerung bestimmt werden kann, ist zwar grundsätzlich möglich, insofern etwa bei trübem Wetter die Äußerung „es ist trüb“ wahr und die Äußerung „die Sonne scheint“ falsch ist. Diese Möglichkeit nicht-sprachlicher Kriterialität von Sprachlichem begründet aber noch keine Notwendigkeit derselben. Denn was etwa im Falle des Wetters möglich ist – nicht-sprachliche

³ So auch Moati: „Notre incapacité à saisir l'intention dans le sens d'un énoncé reste liée soit au caractère *non explicite* de l'énoncé, mais *jamais* à une indétermination intentionnelle de l'énoncé.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 109)

⁴ Darauf weist Moati hin: „Et quand bien même nous n'y parviendrions pas *de fait*, cette possibilité de comprendre les intentions contenues dans une phrase, reste une *possibilité transcendante* pour Searle.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 109)

⁵ So auch Kannezky: „But we can compare expressions only with expressions. We cannot compare them with (hypothesized) meanings nor with what a speaker means using the expression.“ (Kannezky, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, 75)

Eigenschaften der Welt (Wolkenbildung, Sonnenschein, etc.) mit den semantischen Eigenschaften der Sprache abzugleichen –, muss nicht auf das Verhältnis von nicht-sprachlichen zu sprachlichen Eigenschaften überhaupt zutreffen. Die theoretische Position, die hier Vergleichbarkeit transzendental voraussetzt, unterstellt die allgemeine Trivialität der Welt-Sprache Relation. Die Variante dieser Position, die Searle vertritt, unterstellt nun insbesondere die Trivialität der Geist-Sprache-Relation, insofern es ihm um das Verhältnis von Gemeintem (Geist) und Geäußertem (Sprache) geht. Wie noch zu sehen ist (Kap. III.2.3), muss Searle diese Trivialität durch eine Naturalisierung der Möglichkeit von Wahrheitsbedingungen erkaufen. In jedem Fall ignoriert diese Position – gleich ob im Allgemeinen oder in ihrer Searlschen Spielart – die Möglichkeit, dass sprachliche Eigenschaften einfach nur sprachliche Eigenschaften sind –, was in der gegenwärtigen sprachphilosophischen Diskussion etwa als „a less popular *use*-theoretic point of view, variously known as ‚inferentialism‘, ‚expressivism‘ and ‚semantic deflationism‘“⁶ betrachtet wird (Kap. III.3.2). Searles Ausschluss dieser Position ruft aber die Frage hervor, wie *prima facie* sprachliche Eigenschaften überhaupt anders verstanden werden können: „If all reality is ultimately natural reality, how are we to ‚place‘ moral facts, mathematical facts, meaning facts, and so on? How are we to locate topics of these kinds within a naturalistic framework?“⁷

Der Bezug auf ein nicht-sprachliches Kriterium zur Abgleichung einer Äußerung ist in jedem Fall nur dann begründet, wenn dieses Kriterium über dieselben Zugangsbedingungen verfügt wie die Äußerung selbst. Eine Äußerung kann in diesem Sinn durchaus besser geeignet sein als eine andere, um einen Zustand in der Welt auszudrücken, wenn die Voraussetzungen der Möglichkeit, beide Äußerungen und den Zustand in der Welt miteinander zu vergleichen, gleichermaßen epistemisch zugänglich sind. So etwa im Fall des Wetters, wenn Semantik und der Blick aus dem Fenster äqui

⁶ Paul Horwich, „Naturalism, deflationism and the relative priority of language and metaphysics“, in: Huw Price (Hrsg.), *Expressivism, Pragmatism and Representationalism* (Cambridge: University Press, 2013), 112-127, 112.

⁷ Huw Price, „Naturalism without representationalism“, in: *Expressivism, Pragmatism and Representationalism*, 3-21, 6.

valente Bedingungen für Vergleichbarkeit liefern. Searles „translation thesis“ (Kannetzkys) setzt nun voraus, dass – bildlich gesprochen – der Blick aus dem Fenster jederzeit möglich ist. Um diese Annahme zu begründen, bedürfte es aber zumindest einer Antwort auf die Frage, wie dieser Blick-aus-dem-Fenster *erstens* nicht bildlich und *zweitens* für jede sprachliche Äußerung im Einzelnen zu verstehen wäre: Man bräuchte ein transzendentes Kriterium, um die Reduzibilität von Sprachlichem auf Nicht-Sprachliches restlos sicherzustellen (beziehungsweise die Irreduzibilität des Sprachlichen vollständig aufzuheben). „However, Searle does not give a criterion for meaning equivalence of implicit and explicit utterances. Such a criterion is necessary, but [...] we cannot formulate one.“⁸

Entgegen Kannetzkys Behauptung, Searle gebe kein solches Äquivalenzkriterium für Fragen des „how are we to, place“ (Price) beziehungsweise der „translation“ (Kannetzkys) von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem, sei hier die Auffassung vertreten, dass Searle sehr wohl über ein solches Kriterium verfügt, was insbesondere in den späteren Schriften deutlich wird – ein Umstand, der im Verlauf dieses Unterkapitels eingehend beleuchtet werden soll. Entsprechend würde Searle protestieren, wenn Kannetzkys meint, ein solches Äquivalenzkriterium ließe sich nicht formulieren. Sein Protest bestünde aber nicht im Aufweis eines solchen Kriteriums, sondern im Nachweis, dass ein solches gar nicht gegeben werden könne, weil es je schon gegeben sein müsse, wenn sich die Frage danach überhaupt stellen lasse: „We could not embark on our investigation if we did not understand the concept [eines Äquivalenzkriteriums, P.F.], for it is only in virtue of that understanding that we could assess the adequacy of proposed criteria.“ (SA, 7) Die Annahme von Sprachkompetenz bedeutet daher schon die Annahme eines solchen kriteriellen Vermögens. In diesem Sinn sagt Searle von seiner Methode, sie vertraue in großem Umfang den „intuitions of the native speaker“. (SA, 15) Diese „heavy reliance on the intuitions of the native speaker“ (SA, 15) hilft in diesem Sinn sicherlich, Probleme nach absoluten Kriterien innerhalb der Sprachphilosophie – etwa der Frage nach der Analytizität von Bedeutung (vgl. SA, 4-12) – als Pseudoprobleme zu entlarven. Den-

⁸ Kannetzkys, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, 75.

noch stellt sich die Frage, ob der von (PE) beanspruchte transzendente Sinn einer Übertragbarkeit von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem *dadurch* schon gerechtfertigt werden kann beziehungsweise *ob* Searle die sich selbst auferlegte Begründungslast überhaupt richtig einschätzt.

Was genau beansprucht Searle also durch (PE)? Es handelt sich um ein Vermögen, das jeweils Gemeinte zu begreifen, das ein kompetenter Sprecher mit seiner Äußerung ausdrücken will. Dieses verfügt jedoch nicht über dieselben Zugangsbedingungen als Voraussetzung von Vergleichbarkeit wie etwa Äußerungen untereinander beziehungsweise mit Zuständen in der Welt. Das jeweils Gemeinte ist ein Bewusstseinszustand und insofern privat *im Gegensatz* zu vernehmbaren Äußerungen und beobachtbaren Zuständen in der Welt. Diese Konsequenz tritt nirgendwo deutlicher zutage als in *The Rediscovery of the Mind*: „[B]ecause consciousness is essentially subjective, it follows that the ontology of the mental is essentially a first-person ontology.“ (RM, 20) Insofern dies aber tatsächlich als Konsequenz von (PE) zu verstehen ist – wofür im Verlauf dieses Unterkapitels zu argumentieren ist –, wird deutlich, dass dieses auf einer privatistischen Prämisse beruht, die mit einer zentralen von Searle selbst vertretenen und von Austin stammenden (Kap. II.3) Forderung unvereinbar ist: „A public language presupposes a public world.“ (RR, 81) Denn entgegen dieser Forderung legt Searle umgekehrt nahe, die Kriterien der „public language“ an den dezidiert nicht-öffentlichen Zuständen einer „first-person ontology“ auszurichten. Demnach setze die Öffentlichkeit der Sprache keine öffentliche Welt, sondern einen privatistisch verstandenen Geist voraus. Searle schließt dabei von der Kompatibilität von Sprache und öffentlicher Wahrnehmung – man denke an das Paradigma des Blicks-aus-dem-Fenster – auf die Kompatibilität von Sprache und mentalen Gehalten, *als öffne Sprache ein Fenster auf mentale Gehalte*, die sich der Sprache dann ebensowenig entziehen können wie etwa Phänomene des Wetters dem Blick in den Himmel.

Die Entwicklung und die Konsequenzen dieser Sprachkonzeption können nun anhand von Searles Sprechaktbegriff erörtert werden.

Searle führt den Begriff des Sprechaktes in prominenter Weise in seinem Werk *Speech Acts* (1969) in die Sprachphilosophie ein. Dieser ist dabei insbesondere gegen die Vorstellung – die etwa Jerrold J. Katz vertritt –⁹ gerichtet, sprachliche Einheiten besäßen Bedeutung unabhängig von ihren Verwendungsweisen: „The unit of linguistic communication is not, as has generally been supposed, the symbol, word or sentence, or even the token of the symbol or word or sentence in the performance of the speech act.“ (*SA*, 16) Dies bekräftigt Searle auch in dem neun Jahre später erschienenen Aufsatz „Literal Meaning“:¹⁰ „I shall argue that in general the notion of the literal meaning of a sentence only has application relative to a set of contextual or background assumptions“ (*EM*, 117). Searle ist somit zunächst als ein Vertreter eines auf die Äußerungssituation erweiterten Bedeutungsbegriffs anzusehen:

[T]here is no such thing as the zero or null context for the interpretation of sentences, and that as far as our semantic competence is concerned we understand the meaning of such sentences only against a set of background assumptions about the contexts in which the sentence could be appropriately uttered.“ (*EM*, 117)

Searle vertritt damit einen kontextuellen Bedeutungsbegriff: Was Worte und Sätze bedeuten, ist jeweils abhängig von den Umständen, in denen diese geäußert werden. François Recanati hat diesen Bedeutungskontextualismus Searles einen pragmatischen Kompositionskontextualismus genannt.¹¹ Diesen erläutert Recanati folgendermaßen: „If we consider not words in isolation, but the complex

⁹ Gegenwärtig etwa vertreten von Jerrold J. Katz. Grundlegend dazu: Jerrold J. Katz, *Propositional Structure and Illocutionary Force. A Study of the Contribution of Sentence Meaning to Speech Acts* (Hassocks, Sussex: 1977). Eine Auseinandersetzung mit der Position Searles findet sich in: Katz, „Literal Meaning and Logical Theory“, in: *Speech Acts, Meaning and Intentions*, 229-258.

¹⁰ Searle, „Literal meaning“, zuerst in: *Erkenntnis* 13/1 (1978), 207-224. Anschließend in (*EM*, 117-137).

¹¹ Die Terminologie eines „pragmatischen Kompositionskontextualismus“ ist eine freie Übersetzung (*P.F.*) dessen, was Recanati den „pragmatic

expressions in which they occur, we see that pragmatic processes of modulation are not always contingent and dispensable, but often essential.“¹² Für den „pragmatic process of modulation“ (Recanati) hat Searle selbst verschiedene Beispiele gegeben.¹³ So diskutiert er etwa das Beispiel der Bestellung eines Hamburgers in einem Restaurant. Der Satz, der dazu zu äußern ist, könnte lauten: „Give me a hamburger, medium rare, with ketchup and mustard, but easy on the relish.“ (EM, 127) Dieser Satz könnte nun als unterbestimmt hinsichtlich der darin nicht spezifizierten Informationen erachtet werden:

Suppose for example that the hamburger is brought to me encased in a cubic yard of solid lucite plastic so rigid that it takes a jack hammer to bust it open, [...] or suppose the hamburger is a mile wide and is ‚delivered‘ to me by smashing down the wall of the restaurant and sliding the edge of it in. (EM, 127)

Searles Argument dafür, dass diese Form semantischer Unbestimmtheit in dem Satz „Give me a hamburger, medium rare, with ketchup and mustard, but easy on the relish“ nicht vorliegt, lautet folgendermaßen: Wenn diese Unbestimmtheit semantisch vorläge, dann hätte der Satz von Anfang an anders lauten müssen – insofern diese Äußerung Aussicht auf Erfolg im Sinne eines handlich essbaren Hamburgers hätte haben sollen – nämlich: „Give me a hamburger, medium rare, with ketchup and mustard, but easy on the relish; and don’t encase it in plastic and no mile wide hamburgers, please.“ (EM, 128) Searle weist jedoch darauf hin, dass wenn man anfinde, Bestellungen und andere Anweisungen – und Äußerungen generell – stets in einem solchen Sinne zu spezifizieren, „then it will

composition view“ nennt, als „[t]he first of the three contextualist positions I am about to discuss.“ (vgl. François Recanati, „Literalism and Contextualism“, in: Gerhard Preyer, Georg Peter (Hrsg.), *Contextualism in Philosophy*. Knowledge, Meaning and Truth (Oxford: Clarendon Press, 2005), 171-196, 180)

¹² Recanati, „Literalism and Contextualism“, 180.

¹³ Neben dem folgenden Beispiel der Bestellung eines Hamburgers sei insbesondere auf das Beispiel unterschiedlicher Interpretationen des Wortes „to cut“ verwiesen in (RM, 178f.).

become impossible ever to say what we mean because there will always be further possible breakdowns in our background assumptions“ (EM, 128). Wenn jedoch eine alltägliche Bestellung in einem Restaurant erfolgreich ist, etwa wenn ich sage: „Einen Kaffee, bitte“ – und ich bekomme eine Tasse Kaffee und nicht etwa eine Packung Kaffeepulver oder -bohnen,¹⁴ dann muss es Prozesse geben, die zur Semantik als wortwörtlicher Bedeutung hinzutreten, denn semantisch gesehen ist mit der Äußerung „Kaffee“ überhaupt nicht bestimmt, um welchen Verarbeitungsgrad von Kaffee es sich handelt. Semantische Unbestimmtheit geht demnach häufig mit pragmatischer Bestimmtheit einher und dieser Umstand kann semantisch nicht erklärt werden. Denn die Semantik einer Äußerung hat stets nur vor einem bestimmten Hintergrund an Annahmen bestand und diese Annahmen können semantisch nicht erschöpfend behandelt werden, da jede explizite Bezugnahme auf einige dieser Annahmen schon wieder andere Annahmen beanspruchen müsste: „[T]he assumptions are indefinite in number and any attempt to represent them will tend to bring in other assumptions.“ (EM, 131) Entsprechend urteilt Searle nochmals einige Jahre nach der Abfassung von „Literal Meaning“ in *Intentionality* (1983): „I have tried so far to show that there is more to understanding than grasping meanings because, to put it crudely, what one understands goes beyond meaning.“ (Int, 146) Dies bekräftigt Searle auch in *The Rediscovery of the Mind* (1994): „Now, the claim I am making is: Sentence meaning *radically* underdetermines the content of what is said.“ (RM, 181)

Nun besteht die entscheidende Frage darin – insofern man nicht ohnehin auf der Seite Katz’ steht –, welcher Umstand mit dem „beyond meaning“ gemeint ist und durch den allein relative pragmatische Bestimmtheit auch bei semantischer Unterbestimmtheit entsteht. Im Verweis auf Recanatis Klassifizierung von Searles Po-

¹⁴ Das Beispiel stammt von Scott Soames, *Beyond Rigidity. The Unfinished Semantic Agenda of Naming and Necessity* (New York: Oxford University Press, 2002), 78.

sition als „pragmatic composition view“¹⁵ ist bereits deutlich geworden, dass hier ein Pragmatismus vorliegt beziehungsweise, insofern man es stets mit pragmatischen Ergänzungen und Modifizierungen wortwörtlicher Bedeutung zu tun hat, mit einer, wie Armin Burkhardt hervorhebt, „mixture of semantic and pragmatic elements“.¹⁶ Burkhardt betrachtet diese Position entsprechend als Hybrid: „Searle’s conception is located somewhere in between, as a hybrid between the pragmatic, semantic and intentionalist views.“¹⁷ Wie zu Beginn dieser Arbeit bereits angezeigt, verteidigt Searle etwa die Position des Bedeutungsmentalismus gegen den Bedeutungsempirismus Quines (vgl. Kap. I.2). Der Übergang einer sprachpragmatischen Position zu einem dezidierten Mentalismus von Bedeutung ist einer der zentralen Punkte der Searlschen Philosophie und es ist daher zu zeigen, inwiefern dieser Übergang zu einem Gegenstand der Kritik geworden und inwiefern er von Searle aus zu rechtfertigen ist. Instruktiv ist dabei der Verweis, den Searle noch vor der expliziten Hinwendung zum Paradigma der Intentionalität bereits in „Literal Meaning“ (1978) gibt, wonach der „parallelism between literal meaning and intentional states“ (*EM*, 131) zu beachten sei: „[I]t is what enables the sentence to represent out there in public, so to speak; whereas my beliefs, desires, and expectations just represent their conditions of satisfaction *tout court*, regardless of whether they get any help from having public forms of expression.“ (*EM*, 131)

Semantik wird also mit konventioneller, öffentlichkeitswirksamer Intentionalität synchronisiert: Wenn ich etwa eine Tasse Kaffee trinken will, dann genügt zur Erfüllung dieses intentionalen Zustandes – unter gegebenen Umständen – die Äußerung „Einen Kaffee, bitte“. Semantik ist demnach eine Substitution von Intentionalität „out there in public, so to speak“. Entsprechend urteilt Searle auch später: „Meaning is one kind of Intentionality“ (*Int*, 161). So hält Searle fest „that the key problem to meaning is to see that in the performance of the speech act the mind intentionally

¹⁵ Vgl. Recanati, „Literalism and Contextualism“, 180.

¹⁶ Armin Burkhardt, „Speech act theory – the decline of a paradigm“, in: *Speech Acts, Meaning and Intentions*, 91-128, 103.

¹⁷ Ebd., 94.

imposes the same conditions of satisfaction on the physical expression of the mental state, as the mental state has itself“ (*Int*, 164) Katz spricht an dieser Stelle von „Searle’s ‚performanticization‘ of semantic competence“,¹⁸ von der Katz – gleichwohl im Sinne Searles – sagt, durch sie werde „meaning [...] a matter of intentionality“.¹⁹ Diese Konsequenz bestreitet Searle keineswegs, sondern präzisiert diese, indem er auf die Notwendigkeit der Unterscheidung von Repräsentation und Kommunikation verweist:

The traditional discussion of these problems, my own work included, suffers from a failure to distinguish between them and from the assumption that the whole account of meaning can be given in terms of communication intentions. On the present account, representation is prior to communication [...] One can intend to represent without intending to communicate, but one cannot intend to communicate without intending to represent.“ (*Int*, 166)

Repräsentation – nicht Kommunikation – sei demnach „the core of meaning“ (*Int*, 168) und Kommunikation ist dann lediglich der Umstand „that this meaning intention should be recognized by the hearer“ (*Int*, 174) Kurze Zeit später hat Searle diesen Gedanken in „Meaning, Communication and Representation“ (1988) bekräftigt: „[C]ommunication is derived from meaning rather than constitutive of meaning.“ (*MCR*, 212)

Frank W. Liedtke hat nun augenscheinlich als Erster festgestellt, „that (Searle holds that) meaning is independent of and prior to communication“.²⁰ Im Hinblick auf Searles Werk führt dies, so Liedtke, dazu, zwei Positionen Searles auseinanderzuhalten: „Let us dub them ‚Searle I‘ und ‚Searle II‘.“²¹ Liedtke ist der Auffassung, diese Unterscheidung folgendermaßen treffen zu können: „Philosophy of language is conceived as part of a theory of action in Searle

¹⁸ Katz, „Literal Meaning and Logical Theory“, 249.

¹⁹ Ebd., 255.

²⁰ Liedtke, „Representation and Illocution“, 197. Der Sache nach bemerkt Katz denselben Umstand, wenn er aus seiner Sicht festhält: „Searle was closer to the truth when, a number of years ago, he opposed intention and convention.“ (Katz, „Literal Meaning and Logical Theory“, 254)

²¹ Liedtke, „Representation and Illocution“, 194.

I. It is a branch of the philosophy of mind in Searle II.“²² Diesbezüglich weist auch Habermas darauf hin, dass „Searle trotz seiner früher geübten Kritik an Grice auf die Erklärungskraft des intentionalistischen Ansatzes nicht verzichten will. Er hat inzwischen seiner Sprechakttheorie eine intentionalistische Wendung gegeben.“ (ND I, 137)

Nun muss gesehen werden, dass die von Searle aufgestellte und von Liedtke als Erstem beobachtete *Kommunikations-Unabhängigkeitsthese von Bedeutung* (KUB) einerseits eine Reihe sprachphilosophischer Fragen aufwirft, an denen sich bald etwa auch Apel, Habermas, Joachim Leilich und Mark Siebel abarbeiten,²³ andererseits muss Searles Schritt selbst, Sprachphilosophie als Geistphilosophie zu betrachten, als das Resultat einer genuin sprachphilosophischen Fragestellung verstanden werden: nämlich als Antwort auf die Frage, wie bei semantischer Unterbestimmtheit handlungstheoretische Bestimmtheit möglich ist. Entsprechend verteidigt sich Searle gegen die Behauptung eines Bruchs in seinem Denken: „The ‚intentionalist‘ view of *Intentionality* is not in conflict with the ‚inter-subjectivist‘ view of *Speech Acts*, rather the former is the condition of possibility of the latter.“ (Resp, 90)²⁴ Dies bekräftigt Searle auch zu Beginn des neuen Jahrtausends in „Speech Acts, Mind, and Social Reality“ (2002): „By giving an account of meaning in terms of

²² Ebd., 196.

²³ Neben Liedtke nimmt auch Apel diese Unterscheidung zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung „Is Intentionality more Basic than Linguistic Meaning?“ (vgl. ebd., 43). Dem schließt sich auch Habermas an (vgl. Habermas, „Bemerkungen zu J. Searles ‚Meaning, Communication, and Representation‘“, in: [ND I, 136-152]). Darauf hat Searle Bezug genommen in (Resp, 89-99). Siehe hierzu auch: Joachim Leilich, „Intentionality, Speech Acts and Communicative Action. A Defense of J. Habermas‘ & K.O. Apel’s Criticism of Searle“, in: *Pragmatics* 3/2, 155-170. Ferner: Mark Siebel, „Searle’s Representing Account of Illocutionary Acts and Its Weak Spots“, in: L. Lundsten, A. Siitonen, B. Österman (Hrsg.), *Communication and Intelligibility*. Acta Philosophica Fennica 69 (Helsinki: Academic Bookstore, 2001), 97-111.

²⁴ Vgl. hierzu auch die grundsätzliche Einschätzung Searles in der Einleitung zu *Intentionality*: „[A]ny complete account of speech and language requires an account of how the mind/brain relates the organism to reality.“ (Int, vii)

intentionality, and distinguishing meaning from communication, I believe I got a much simpler and more powerful theory of speech acts.“ (*SMS*, 4) Im Sinne der Priorisierung von Repräsentation über Kommunikation hat er entsprechend festgehalten: „I do not say that the skeleton is all there is, but, I do say that there is a skeleton.“ (*Resp*, 91).

Die Vertreter einer Zweiteilung des Searlschen Werks scheinen nun jedoch die Vorstellung einer pragmatischen Sprechakttheorie (Searle I) – das heißt ohne Primat der Repräsentationalität – gegen eine mentalistische Sprechakttheorie (Searle II) – in der es nichts gibt außer Repräsentationalität – hochrechnen zu wollen. Eine solche Entgegensetzung vernachlässigt jedoch die immanenten Gründe der Searlschen Theorieentwicklung. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Einwände, die Liedtke und Co. gegen Searle II anführen, nicht zutreffend wären (von einem argumentativen Pro und Contra war noch überhaupt nicht die Rede). Vielmehr soll hier die These vertreten werden, dass ein entsprechendes Für und Wider vor dem gesamten Theorie-Korpus Searles evaluiert werden muss. Die folglich hier zu vertretende Behauptung einer Intentionalität *avant la lettre* als Verständnisschlüssel bereits von *Speech Acts* scheint also zunächst schwer auszuweisen zu sein – insbesondere, wenn die Gegenposition von philosophischer Prominenz ersten Ranges (insbesondere von Apel und Habermas) vertreten wird. Gleichwohl soll im Folgenden dafür argumentiert werden, dass *erstens* der detailgetreue Blick auf den frühen Searle keinen anderen Schluss zulässt und dass *zweitens* darin zugleich der Schlüssel zum Verständnis von Searles Kritik an Derrida liegt (dazu mehr im folgenden Unterkapitel). Letzteres (soviel sei schon jetzt erwähnt) wird der Sache nach bereits von Moati gesehen:

Autrement dit, pour Grice tout comme dans la conception tronquée d’Austin par Derrida, on retrouverait une même intrication des registres illocutoire et perlocutoire de l’énonciation. Or c’est à partir de la critique portant sur la confusion de ces registres [...] que Searle forge sa propre théorie des actes de langage [...]. C’est donc en toute logique qu’il sera

conduit à récuser Derrida et à réactiver contre lui les attaques initialement formulées à l'encontre de Grice.²⁵

Im Sinne einer Verteidigung der Intentionalität-*avant la lettre*-Behauptung (*Iall*) ist nun auf die Annahme hinzuweisen, die Liedtke und Co. stillschweigend treffen müssen, wonach die geistphilosophische Tieferlegung von Searle II *plötzlich* und theorieimmanent betrachtet auf inkohärente Weise eintritt. Dies verbietet sich jedoch im Hinblick auf die methodologischen Bekenntnisse in *Speech Acts*, die bereits auf ein mentalistisches Sprachverständnis schließen lassen. Denn darin nimmt Searle Bezug auf (*PE*), auf die Annahme also, dass „whatever can be meant can be said“ (*SA*, 19). Dies versteht Apel jedoch zunächst (Interpretation I) als eine „pragmatic extension of the concept of linguistic meaning“.²⁶ Diese Annahme scheint kaum bestritten werden zu müssen; sie ist etwa auch im Sinne Recanatis relativ plausibel.²⁷ Sodann (Interpretation II) will Apel darin einen „validity claim of intersubjective intelligibility“ sehen.²⁸ Im Sinne der Bedingungen von Öffentlichkeit (Kap. II) ist dem der Sache nach zuzustimmen; aber ob Searle dies mit (*PE*) vertritt, ist fraglich. Apel gibt hierfür auch keine Belege. Umgekehrt drängt sich an dieser Stelle der Verdacht auf, dass ein wohlwollendes Verständnis einer Sprechakttheorie im Sinne ihrer (i.e. Apels und Habermas) jeweils eigenen Theoriebildung an (*PE*) von außen oktroyiert wird. Entsprechend vorsichtig äußert sich Apel auch bezüglich seiner Interpretation von Searle I insgesamt: „In his *Speech Acts*, Searle was able to appear as a representative of the ‚linguistic turn‘. At least this is how Jürgen Habermas and I saw him.“²⁹ Die Möglichkeit einer entsprechenden Auslegung von (*PE*) im Sinne der Interpretation II sieht Apel denn auch durch Searles Ausführung seiner Annahmen in späteren Schriften nicht mehr gegeben:

²⁵ Moati, *Derrida/Searle*, 28.

²⁶ Apel, „Is Intentionality more Basic than Linguistic Meaning?“, 42.

²⁷ Vgl. Recanati, „Literalism and Contextualism“, 180.

²⁸ Apel, „Is Intentionality more Basic than Linguistic Meaning?“, 42.

²⁹ Ebd., 34.

At least this second interpretation now stands, it seems to me, in contradiction to the extraordinary turn taken in Searle II, who in *Intentionality* asserts a unilateral dependence of linguistically expressed meaning on the more fundamental intentionality of mind.³⁰

Dieser Umstand bestärkt letztlich die Annahme, für die im Folgenden zu argumentieren ist: Dass dieses „principle“ bereits als Prinzip einer Geistphilosophie verstanden werden kann und muss, dessen Repräsentationalismus zwar primär keine Korrespondenz mit Fakten in der Welt behauptet, sehr wohl aber eine Korrespondenz mit den privaten Episoden eines Sprechers. Die pragmatischen und kommunikationsorientierten Tendenzen, die Recanati, Apel u.a. zunächst bei Searle ausgemacht haben, weichen bei näherer Betrachtung somit einem mentalen Repräsentationalismus – auch wenn sich dieser von einem semantischen Repräsentationalismus unterscheidet. Die Bestandteile der Sprache wären demnach immer schon im Lichte einer sich ausdrückenden, das heißt schon über Sprache verfügenden, Intentionalität gedeutet – auch wenn der Terminus der Intentionalität zunächst noch nicht vorkommt. Wenn es sich also im Sinne von Liedtke und Co. der Sache nach um einen „anti-linguistic turn“³¹ Searles handelt, dann trifft dieser Befund bereits auf *Speech Acts* zu.

Die potenziellen Schwächen einer solchen Sprachkonzeption gilt es nun zu umreißen.

Searle hätte demnach schlechthin keine Mittel, die Konsequenz zu umgehen, auf die Leilich abhebt, nämlich dass hier Sprache durch die Intentionalität des Geistes ersetzt wird – „that everything we can do with language we could just so without“.³² Dies würde schließlich, so Apel, einer Position entsprechen, die nicht mehr zu unterscheiden wäre vom „*methodological solipsism* of the pre-linguistically oriented *evidence-phenomenology* of Edmund Husserl“.³³ Wenn (KUB) schließlich zur Behauptung einer Sprachphilosophie auf so-

³⁰ Ebd., 43.

³¹ Leilich, „Intentionality, Speech Acts and Communicative Action“, 158.

³² Ebd.

³³ Vgl. Apel, „Is Intentionality more Basic than Linguistic Meaning?“, 40.

lipsistischem Grund führt, dann beschreibt diese Sprachphilosophie allein diejenigen Fälle von Sprache, in denen diese nicht zur Verständigung mit Anderen eingesetzt wird. Dies motiviert die Sichtweise Richards, der ausgehend hiervon keinen fundamentalen Einwand gegen die Searlsche Theorie erhebt, sondern lediglich aufzuzeigen beabsichtigt, „why it lacks sufficient generality to be of theoretical interest“.³⁴

Zu einem fundamentalen Einwand wird derselbe Umstand allerdings bei Jonathan Bennett, insofern als dieser nach der logischen Verflochtenheit von Repräsentation und Kommunikation fragt: Demnach sei Searles Primat der Repräsentation für Kommunikation nur dann plausibel, wenn über Repräsentation irgendetwas ausgesagt werden könne, das nicht bereits selbst kommuniziert werde, das nicht bereits das Vokabular von Bedeutung und Kommunikation in Anspruch nehme.³⁵ Entsprechend folgert Bennett: „If we can't explain *representation* except in such terms as those, Searle's account is vitiated by circularity.“³⁶ Searle müsste demzufolge erklären, was er unter einer nicht-sprachlichen Repräsentation versteht. Diese Erklärung bleibt Searle allerdings schuldig, weil er immer schon von der Ausdrückbarkeit des Nicht-Sprachlichen ausgeht. Mit gleichem Recht ließe sich *prima facie* aber eine Nicht-Ausdrückbarkeit des Nicht-Sprachlichen behaupten. Price weist darauf hin, dass man folglich zwei Weisen der Repräsentation unterscheiden könne (und folglich muss), da Sprache auch dann noch Inhalte haben könne, wenn sie nicht als Repräsentation von Nicht-Sprachlichem betrachtet werde: etwa die Inhalte der Sprache, der Moral, der Mathematik. Price nennt dies „i-Representation“ – „a notion that gives priority to the *internal* functional role of the representation: something counts as a representation in virtue of its

³⁴ Richards, „Searle on Meaning and Speech Acts“, 519.

³⁵ Jonathan Bennett, „How do Gestures Succeed?“, in: *John Searle and his Critics*, 3-16, 8: „It would be hard to resist *if* one were satisfied that the notion of *representation* could be adequately explained without the help from any such notions as those of meaning and communication.“

³⁶ Ebd., 9.

position or role in some cognitive or inferential architecture“.³⁷ Demgegenüber steht, was Price als „e-Representation“ bezeichnet: „the *environment-tracking* paradigm of representation“.³⁸

Zwar ist Searle kein reiner e-Repräsentationalist, da er etwa der Semantik als hinreichender Bedingung von Repräsentation widerspricht und Intentionalität durchaus als „cognitive or inferential architecture“ (i-Repräsentation) verstanden werden kann. Wenn Searle Intentionalität jedoch i-repräsentational verstünde, dann müsste ihre „cognitive or inferential architecture“ öffentlich sein. Sie ist aber gerade privat, weswegen Searle von einem Primat der Repräsentation über Kommunikation spricht. Der Inferentialismus von i-Repräsentation beruht aber, wie Robert Brandom hervorhebt, auf folgender Einsicht: „meaning and understanding are coordinate concepts“.³⁹

Man kann Repräsentation also nicht auf Kosten von „understanding“ beziehungsweise Kommunikation denken; das heißt, wenn man es tut, vertritt man klarerweise ein „*environment-tracking* paradigm of representation“ (Price) – auch wenn dieses „environment“ dann der Geist eines Sprechers ist und nicht etwa der Stand der Sonne. In diesem Sinn sei an dieser Stelle – wenn auch mit einer gewissen Vorläufigkeit – behauptet, Searle betrete eine Position, die man in loser Anlehnung an Price *g-Repräsentation* nennen kann, nämlich eine e-Repräsentation, die jedoch das „environment“ geistphilosophisch präfiguriert sieht – daher: g(eistphilosophische)-Repräsentation. Dass sprachliche Repräsentation geistige Grundlagen hat, ist dabei trivialerweise wahr – und eine Reihe psychologischer Überlegungen Searles sind daher auch nicht zu bestreiten (vgl. Kap. III.2.2). Problematisch ist jedoch, dass Searles g-Repräsentationalität einige Annahmen über Sprache als Disposition trifft, die sich im Folgenden dieser Arbeit als unbegründet beziehungsweise als nicht zwingend begründbar herausstellen.

³⁷ Price, „Two expressivist programmes, two bifurcations“, in: *Expressivism, Pragmatism and Representationalism*, 22-44, 36.

³⁸ Ebd.

³⁹ Robert Brandom, „Global anti-representationalism?“, in: *Expressivism, Pragmatism and Representationalism*, 67-84, 95.

In diesem Sinne sei nun vorab auf die argumentative Funktion von Searles „conditions of satisfaction“ (*Int*, 169) verwiesen, denen innerhalb von Searles Theoriedesign die Rolle zukommt, *die Ausdrückbarkeit des Nicht-Sprachlichen im Sinne einer sprachlichen Disposition* zu erläutern:

Another way to approach the same point is to ask what is the difference between saying something and meaning it and saying something without meaning it? [...] At least this much: When I say something and mean it, my utterance has conditions of satisfaction in a way that it does not have any such conditions if I say it without meaning it. [...] [I]f I say „Es regnet“ and mean it, then the fact that the sun is shining is relevant [...]. (*Int*, 169)

Nun ist nicht zu bestreiten, dass die so verstandenen „conditions of satisfaction“ nicht relevant sind. Relevant ist aber auch, dass diese Erfüllensbedingungen selbst wieder sprachlich verfasst sein können. Der Umstand, dass die Sonne scheint, kann sprachlich verfasst sein: „Die Sonne scheint.“ Soweit, so gut, würde Searle sagen, denn das sprachlich Verfasstseinkönnen von Erfüllensbedingungen bedeutet gerade noch keine Zirkularität von Sprachlichkeit in dem Sinne, dass die Erfüllensbedingung einer Äußerung bereits die sprachliche Struktur dieser Äußerung hätte (denn dann wäre die Erfüllensbedingung in ihrer Sprachlichkeit von der Sprachlichkeit einer Äußerung abgeleitet und ihr käme entsprechend kein Primat zu, sondern eine Stelle in einem Kreis). Aber die Frage lautet, *ob Erfüllensbedingungen umgekehrt noch als nicht-sprachliche vorgestellt werden können, wenn sie als Erfüllensbedingungen einer Äußerung fungieren*. Denn als solche werden sie zum Kontrast einer Äußerung: Sie werden auf eine Äußerung bezogen, um beurteilen zu können, ob diese zutrifft oder nicht, erfüllt ist oder nicht, etc. Eine solche Kontrastklasse – Price spricht von „environment“ – ist aber überhaupt nur bei ausreichender Vergleichbarkeit vorstellbar. Mit dem Umstand, dass die Sonne scheint, ist in Searles Beispiel nicht irgendein beliebiger, abstrakter Umstand gemeint, sondern ein Äquivalenzkriterium, das als konkreter Maßstab einer konkreten Äußerung *geeignet sein muss*. *Im Sinne dieser Eignung* müssen Erfüllensbedingungen selbst bestimmte Bedingungen erfüllen, die sich aus der Sprachlichkeit einer Äußerung ergeben: Dasjenige, was eine Erfüllensbedingung repräsentiert, muss der Möglichkeit nach schon sprachlich sein, um *als Er-*

füllensbedingung einer Äußerung überhaupt in Betracht kommen zu können. Mit anderen Worten: Searle setzt voraus – was im Detail noch zu zeigen ist (Kap. III.2.1.1) –, dass *sprachliche Bedeutung konstitutiv intersubjektiv ist*. Dies bedeutet nicht, dass jede Äußerung schon eine gelingende Kommunikation ist – diesen Punkt macht er gerade gegen Paul Grice geltend (vgl. Kap. III.2.1.1). Aber (PE) besagt gerade, dass etwa das Scheinen der Sonne – und nicht erst eine entsprechende Aussage – je schon kommunikabel ist.

Dies ist soweit noch keine Kritik an Searle. Es ist an dieser Stelle lediglich anzuzeigen, dass Searle eine solche Voraussetzung transzendentalen Typs macht. Dabei ist aber bereits darauf hinzuweisen, dass die Behauptung der Ausdrückbarkeit raum-zeitlich ausgedehnter Objekte und ihrer spezifischen Konstellationen zueinander – mithin der Raum empirischer Erfahrung – nicht nur eine sprachphilosophische Behauptung ist, sondern zugleich eine Annahme über den Raum empirischer Erfahrung selbst: nämlich dass dieser sprachlich ausdrückbar ist und zwar auf eine solche Weise, dass die Bedingungen dieser Ausdrückbarkeit je schon intersubjektiv gelten (dazu mehr: Kap. III.2.1.1). Wenn dies der Fall ist, dann kann es aber keine intersubjektive Verständigung über den Raum intersubjektiver Verständigung mehr geben, weil diesem je schon – und es ist noch zu sehen, aus welchen Gründen (Kap. III.2.2) – *eine notwendige Sprachlichkeit* zukommt. Diese Sprachlichkeit des Raums empirischer Erfahrung *scheint* Searle dabei nur aufzuheben, wenn er die Sprachlichkeit der Repräsentation auf nicht-sprachliche Erfüllensbedingungen zurückführt – etwa, dass die Sonne scheint. Um Missverständnissen vorzubeugen: Steine, Vulkane und Erdbeeren (und alle übrigen raumzeitlich ausgedehnten Objekte) sind nicht-sprachliche Entitäten, aber diese *strikte* Nicht-Sprachlichkeit wird durch die Inanspruchnahme von Nicht-Sprachlichem *als* Erfüllensbedingung einer (sprachlichen) Äußerung getilgt. Sprache kann aber nicht an vorsprachlicher Repräsentation bemessen werden, wenn das Anlegen des Maßstabs von etwas Repräsentiertem bereits im Hinblick auf Sprachliches geschieht. Dann leistet diese Repräsentation kein „environment tracking“ in einem empirisch offenen Sinn, sondern lediglich den Bezug auf eine geistphilosophisch schon präfigurierte Sprachlichkeit dieser Umgebung (g-Repräsen-

tationalität). So gesehen ist völlig unerklärlich, wie über dieselbe Sache gestritten werden kann (Kap. II.2.).

Searle müsste an dieser Stelle mindestens eine Dialektik vorlegen, die das Verhältnis von Nicht-Sprachlichem und die auf Äußerungen bezogene Thematisierung dieser Nicht-Sprachlichkeit erörtert, um zu erläutern, *inwiefern* Nicht-Sprachliches als Bezug auf oder Vergleich mit Sprachlichem von dieser Sprachlichkeit unaffiziert bliebe – beziehungsweise wie dieser Vergleich von Ungleichem möglich ist, da anders eine Verletzung der Äquivalenz von Zugangsbedingungen vorliegt.⁴⁰ Im Desiderat einer solchen Erörterung liegt jedoch das Defizit der Searlschen Behauptungen. Bei diesen handelt es sich folglich mindestens um ein Beispiel einer – theoretisch verhängnisvollen – Unterbestimmtheit, denn die Behauptung, Repräsentation könne unabhängig von Kategorien der Kommunikation gedacht werden, bedarf einer Analyse der Repräsentation im Sinne der Eignung: Da Eignung in diesem Sinne aber Eignung für kommunikative Zwecke ist, insofern je etwas ausgesagt werden soll, ist nicht zu sehen, wie Repräsentation nicht auf Kommunikabilität bezogen sein soll.

III. 2.1.1. Geist- und moralphilosophische Ausführung (g-Kontextualität)

Inhalt des Unterkapitels

Im Sinne einer Vertiefung der Analyse von Searles Sprechakttheorie gilt es nun, die Entwicklung seines Œvres als Explikation geist- und näherhin moralphilosophischer Einsichten kenntlich zu machen. Searles späterer Mentalismus erscheint dann nicht überraschend, sondern ist die konsequente Ausarbeitung eines moralphilosophischen Theorems Austins, das sich aus dem Begriff der Illokutionarität ergibt. Diese Ausarbeitung legt Searle zugleich auf kontexttheoretische Annahmen fest, die wiederum für die Debatte mit Derrida relevant sind (vgl. Kap. III.4.2). Eine Verortung dieses Zusammenhangs innerhalb von Searles Werk rundet das Unterkapitel ab.

Wie gerade gesehen, hält Searle einem semantischen Repräsentationalismus einen relativen Pragmatizismus entgegen, der jedoch auf

⁴⁰ Vgl. Kannezky, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, 75.

einen Mentalismus hinausläuft, der die repräsentationalitätstheoretischen Probleme seines semantischen Vetters erbt. Diese Probleme bilden die Grundlage, um mit Derrida auf Searle zu antworten (vgl. Kap. III.4). Dabei gilt es jedoch, vorab eine Gefahr auszuräumen: Denn auf Vorwürfe repräsentationalitätstheoretischer Art kann Searle stets mithilfe seines relativen Pragmatizismus reagieren. Entsprechend meint auch Katz, dass die Argumente, die der frühe Searle gegen Grice vorbringt, ausreichen würden, um den späteren Searle zu widerlegen.¹ Bestünde die Derrida-Searle-Debatte also alleine in einer Derrida-Searle II-Debatte, so könnte man Searle – wie Katz suggeriert – stets mit Searle I aus der Schlinge ziehen. Insofern ist also das Thema des vorangegangenen Unterkapitels zu vertiefen: nämlich die Verflechtung von Searles Pragmatik – Searle I – mit seinem Mentalismus – Searle II – aufzuzeigen, um diese – nennen wir sie einmal – Katzsche Gefahr auszuräumen. Dies ist nur möglich, wenn Annahmen von Searles Sprechaktbegriff aufgedeckt werden, die es verhindern, Searles Pragmatik gegen seinen Mentalismus auszuspielen. Nun kann Austins Anti-Repräsentationalismus ohne Schwierigkeiten als eine Quelle von Searles Pragmatizismus betrachtet werden. Dabei wird allerdings deutlich, dass diese anti-semantische Pragmatik je schon auf bestimmten geist- und moralphilosophischen Annahmen beruht, die in Searles späterem dezidiert mentalistischen Repräsentationalismus lediglich ihre größtmögliche Explikation erfahren. Diesen Zusammenhang gilt es nun auszubuchstabieren.

An erster Stelle muss dabei gesehen werden, dass Searles Sprechaktbegriff ein Begriff des illokutionären Sprechhandelns ist. Searle vertritt damit einen Minimalbegriff des Sprechaktes, insofern es ohne Illokutionarität keinen Sprechakt gibt,² da dieser als Handlungsbegriff vom schlichten Gegebensein eines Satzes oder einer

¹ Katz, „Literal Meaning and Logical Theory“, 254f.: „Searle introduced a clever counterexample to show that Grice’s claim [...] does not account for the meaning of sentences [...]. Since Searle now takes the same view as Grice, he is open to the same counterexample.“

² Auch Fish hält fest: „Illocutionary force is the key term in speech-act theory.“ (Fish, „Normal Circumstances and Other Special Cases“, in: *Is There a Text in This Class?*, 268-292, 284)

Aussage verschieden sein muss. Dieser Sinn des Sprech*handelns* geht zurück auf Austin: „[T]he more we consider a statement not as a sentence (or proposition) but as an act of speech [...] the more we are studying the whole thing as an act.“ (HTW, 20) Eine Äußerung als Handlung zu erachten, bedeutet aber ihre Semantik als eingebettet in eine Handlung zu verstehen, das heißt als Teil einer Aufforderung, eines Wunsches, einer Warnung, einer Befürchtung, etc. Zu diesem Zweck führt Austin die Terminologie der Illokutionariät ein:

I explained the performance of an act in this new and second sense as the performance of an ‚illocutionary‘ act, i.e. performance of an act *in* saying something as opposed to performance of an act *of* saying something; I call the act performed an ‚illocution‘ and shall refer to the doctrine of the different types of function of language here in question as the doctrine of ‚illocutionary forces‘. (HTW, 99f.)

Das Äußern von Sätzen als Handeln zu verstehen, das gerade nicht nur in der Bedeutung des Gesagten besteht, ist nach Austin und Searle nur dann sinnvoll, wenn die Bedeutung des Gesagten von einer Handlungsgröße im Gesagten unterschieden wird. Diese Handlungsgröße nennen Austin und Searle die Kraft einer Äußerung: So verweist Austin auf die Wichtigkeit, „to distinguish *force* and meaning“ (HTW, 100). Dem schließt sich Searle an: „I am distinguishing between the illocutionary act and the propositional content of the illocutionary act.“ (SA, 30) Searle bemerkt weiterhin, dass die illokutionäre Kraft einer Äußerung nicht immer explizit sein muss (vgl. ebd.). Explizit ist sie in den Äußerungen, die Austin zuerst als paradigmatische Fälle performativen Sprechens betrachtet hat – wie „Ich warne dich“, „Ich taufe das Schiff“, „Ich fordere dich auf“, etc. Diese Äußerungen nennt Austin dann explizite beziehungsweise explizit performative Äußerungen:

Language as such and in its primitive stages is not precise, and it is also not, in our sense, explicit: precision in language makes it clearer what is being said – its *meaning*; explicitness, in our sense, makes clearer the *force* of the utterances, or ‚how [...] it is to be taken‘. (HTW, 73)

Entsprechend bemerkt Austin, dass die Kraft einer Äußerung lange Zeit – in der Zeit vor seiner Entdeckung³ performativer Akte – nicht deutlich genug von ihrer Bedeutung getrennt wurde:

True, we are now getting out of this; for some years we have been realizing more and more clearly that the occasion of an utterance matters seriously, and that the words used are ‚explained‘ by the ‚context‘ in which they are designed to be or to have actually been spoken in linguistic interchange. (HTW, 100)

Diesen Gedanken fasst Searle nun folgendermaßen zusammen:

I may indicate the kind of illocutionary act I am performing by beginning the sentence with ‚I apologize‘, ‚I warn‘, ‚I state‘, etc. Often, in actual speech situations, the context will make it clear what the illocutionary force of the utterance is, without its being necessary to invoke the appropriate explicit illocutionary force indicator. (SA, 30)

Austin und Searle kommen also darin überein, dass eine Theorie der Sprechakte nicht notwendig auf die Annahme explizit illokutionärer Wendungen angewiesen ist. Wie eine Äußerung zu verstehen sei – ob als Frage, Wunsch oder Befehl – werde „explained by the context“ (Austin) beziehungsweise: „the context will make it clear“ (Searle). Dem Kontext kommt somit die Aufgabe zu, die illokutionäre Kraft von Äußerungen zu bestimmen, auch wenn diese nicht in sprachlich expliziter Form vorliegt. Dergestalt kann etwa die Äußerung „Schließ die Tür auf“ als die Bitte verstanden werden, die Tür aufzuschließen, auch wenn das explizite Bitten – „Ich bitte dich, die Tür aufzuschließen“ – in einer Äußerung nicht realisiert wird. Searle und Austin beziehen sich damit gleichermaßen auf eine

³ Die Entdeckung performativer Akte verdient freilich ihren Namen nur in begrenztem Maße, da es in letzter Instanz keine Äußerungen gibt, denen diese entgegengesetzt werden können, wenn einmal erkannt ist, dass alle Sätze Sprechakte sind. Vgl. Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, 231: „This distinction does not survive Austin’s exploration of it, for the conclusion of his book (which is in many ways a self-consuming artifact) is the discovery that constatives are also ‚doings,‘ and that ‚what we have to study is not the sentence‘ in its pure unattached form but ‚the issuing of an utterance in a situation‘ by a human being (p. 138 [HTW]).“

pragmatische Erklärung, um dem Unterschied zwischen den Äußerungen „Schließ die Tür auf“ und „Ich bitte dich, die Tür aufzuschließen“ Rechnung zu tragen. Die Unterscheidung zwischen Kraft und Bedeutung einer Äußerung findet im Terminus der Explizitheit ihre pragmatische Entsprechung: Denn pragmatische Bestimmtheit liegt demnach nicht nur bei semantischer Unterbestimmtheit vor, sondern auch im Falle der Unterbestimmtheit der illokutionären Kraft einer Äußerung. Pragmatische Ergänzung findet, wie man mit Searle und Austin sagen kann, nach beiden Seiten hin statt (nach „content“ und nach „force“). Es liegt nun aber nahe, diesen Pragmatismus der Theorie der Sprachakte als eine „rule of linguistic communication“ zu betrachten, wie Scott Soames – durchaus im Sinne von Apels zitierter Äußerung über Searle als einem „representative of the ‚linguistic turn‘“ – erläutert:

It is plausible to suppose that the principle that generates this suggestion is a rule of linguistic communication, not linguistic meaning. The rule is, roughly: *Don't choose a more complicated way of saying something without reason when a simpler way is available.*⁴

In diesem Sinn könnte der Pragmatismus der Sprechakttheorie kommunikativ aufgelöst werden. Hieran schließt sich das Paradigma intersubjektiver Verständigung an, auf dem maßgeblich Habermas' Begriff der kommunikativen Handlung beruht (vgl. Kap. IV.2), demzufolge „sich die Kommunikationsteilnehmer miteinander über etwas verständigen“. (TKH I, 452) Dazu bedarf es, so Habermas, „der naturwüchsigen Hermeneutik der Alltagskommunikation und damit des Mediums sprachlicher Konsensbildung“. (VuE, 602) Die semantische und illokutionäre Unterbestimmtheit von Äußerungen muss folglich deswegen nicht zu einem Problem normativer Art werden, weil diese Unterbestimmtheit zugleich die pragmatische Voraussetzung intersubjektiver Anerkennungsprozesse sei: „Reziproke Verbindlichkeiten entstehen nur aus intersubjektiv geteilten Überzeugungen.“ (VuE, 574) Dabei unterstellt Habermas

⁴ Soames, *Philosophical Analysis in the Twentieth Century*. Volume 2. The Age of Meaning (Princeton, Oxford: Princeton University Press, 2003), 133.

dass alle Gesprächsteilnehmer dieselben sprachlichen Ausdrücke bedeutungsidentisch verwenden. [...] Kontrafaktische Voraussetzungen werden zu sozialen Tatsachen – dieser kritische Stachel sitzt einer sozialen Realität, die sich über verständigungsorientiertes Handeln reproduzieren muss, im Fleisch.“ (ND I, 55)

Die Habermassche Überführung des Pragmatismus der Sprechakttheorie in eine Theorie verständigungsorientierten Handelns (vgl. Kap. IV.2.1) kann aber, wie Searle in einer direkten Entgegnung auf Habermas ausführt, allenfalls einen Aspekt derselben darstellen, „because in order for there to be intersubjective consensus in conversation there have to be Intentional contents that are communicated in the first place“. (Resp, 90f.) Pragmatische Bestimmtheit erklärt Searle daher mithilfe der „general condition on many kinds of illocutionary acts to the effect that the act must have a point“. (SA, 59) Dies wird folgendermaßen erläutert:

For example, if I make a request to someone to do something which it is obvious that he is already doing or is about to do quite independently of the request, then my request is pointless and to that extent defective. (SA, 59)

Die theoretische Bestimmung, dass Äußerungen unabhängig von ihrer grammatikalischen beziehungsweise semantisch-syntaktischen Struktur „defective“ sein können, ist für ein Verständnis der Theorie der Sprechakte von größter Wichtigkeit und Searle schließt damit direkt an Austins „doctrine of the Infelicities“ (vgl. HTW, 14) einer Äußerung an: „My notion of a defect in an illocutionary act is closely related to Austin’s notion of an ‘infelicity’“. (SA, 54) Mit dem Begriff der „infelicity“ meint Austin nun „the things that can be and go wrong on the occasion of such [performative] utterances“ (HTW, 14). Die hiermit verbundene Vorstellung eines Defektes einer Äußerung ist an dieser Stelle nun nicht einfach nur geistphilosophisch gemeint, sondern zugleich moralphilosophisch: Denn ohne die Allgemeinheit derartiger Unterstellungen – etwa: die Aufrichtigkeit einer Äußerung –, könnte einer Äußerung niemals Glauben geschenkt werden. Eine Äußerung wäre dann kein Sprechakt, ein geäußelter Satz keine Handlung. Denn die Äußerung „Einen Kaffee, bitte“ könnte sprechakttheoretisch nicht

funktionieren, wenn der Barista nicht davon ausginge, dass der Sprecher mit dieser Äußerung zum Ausdruck bringen möchte, tatsächlich einen Kaffee zu bekommen – dass er die Äußerung ernst meint beziehungsweise dass ihr pragmatisch ergänzter semantischer Gehalt aufrichtig geäußert wird. Die Illokutionarität von Sprechakten wäre ohne diese, wie Searle sie dann nennt, „sincerity condition“ (SA, 60) unvorstellbar.

Diesen Gedanken präzisiert Searle, wenn er anschließt, dass mit einer Äußerung auch eine Verpflichtung einhergehe: „I call this the essential condition.“ (vgl. SA, 60) Searle folgt darin einer genuin nicht-linguistischen Grundannahme der Sprechaktheorie bei Austin, wonach „[a]ccuracy and morality alike are on the side of the plain saying that *our word is our bond*“ (HTW, 10) Darauf weist auch Moati hin: „Austin fait de notre *parole* et non de *nos intentions* notre engagement“.⁵ Ohne die Annahme des „*our word is our bond*“-Theorems könnten etwa auch keine moralisch-ethischen Verantwortlichkeiten und entsprechend keine legal verbindlichen Ansprüche entstehen. Moral, Ethik und Legalität beruhen, wie Fish im Anschluss an Austin hervorhebt, auf der Annahme, dass diese Bereiche menschlichen Handelns wesentlich in ihrer öffentlichen Kundgabe bestehen: „Austin is suggesting that, at least in terms of legal and moral obligation, reality is a matter of public specification.“⁶ Fish hat diese moralphilosophische Grundannahme der Sprechaktheorie à la Searle und Austin (vgl. SA, 62) trefflich veranschaulicht:

The surest way to avoid a speech act is to violate the essential condition, to say in the case of promises, „I promise x, but I don't intend to“ or in the case of requests, „I am asking you to do this, but I don't want you to“.⁷

Die Pragmatik in Recanatis Annahme, Searle vertrete einen „pragmatic composition view“⁸ darf also nicht nur im Sinne semantischer Ergänzung verstanden werden – dies ist tatsächlich die Minimalbedingung einer Unterscheidung von Semantik und Sprechakt –, sondern zugleich im Sinne illokutionärer Explizitheit. In beiden

⁵ Moati, *Derrida/ Searle*, 56.

⁶ Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, 204.

⁷ Ebd., 212.

⁸ Vgl. Recanati, „Literalism and Contextualism“, 180.

Fällen findet eine Form von Ergänzung statt, die es ermöglicht, Äußerungen zu verstehen: einmal, um diese als vollwertige Sätze zu verstehen, etwa „Eine Tasse aufbegrührten Filterkaffee, bitte“ für „Einen Kaffee, bitte“, ein anderes Mal, um diese als vollwertige Handlung zu verstehen, etwa „Ich bestelle hiermit rechtskräftig einen Kaffee“ für „Einen Kaffee, bitte“. Semantische und illokutionäre Ergänzungen zusammengekommen machen aus „Einen Kaffee, bitte“ die unmissverständliche Äußerung: „Ich bestelle hiermit rechtskräftig eine Tasse aufbegrührten Filterkaffee.“

Searles „general condition [...] that the act must have a point“ lässt sich demnach als die Bedingung fassen, dass die Intention einer Äußerung stets mit dem Kontext der Äußerung dergestalt kompatibel sein muss, dass diese Äußerung die Realisierung einer Intention sein kann. So ist die Äußerung „Ich gehe jetzt nach Hause“ folglich „defective“, wenn ein Sprecher sie entgegen besseren Wissens äußert, etwa, wenn er schon zuhause ist oder überhaupt kein Zuhause hat. In beiden Fällen läge eine Verletzung der Kompatibilität von Kontext und Äußerungsabsicht (Intention) vor. Entsprechend ist festzuhalten, dass aus der Moralität der Sprechakttheorie implizit die Annahme folgt, den Kontext einer Äußerung in Abhängigkeit der Äußerungsintention zu bestimmen. *Illokutionarität wird folglich zu einem Kriterium von Kontextualität* (auf diesen im Folgenden auszuführenden Gedanken ist insbesondere in der Ausführung der Debatte mit Derrida in Kap. III.4.2 zurückzukommen): sprechakttheoretisch betrachtet, *muss* der Kontext in derlei Annahmen bestehen, die nicht-sprachliche Korrespondenz der Bedeutung einer Äußerung zu gewährleisten.⁹

⁹ Im Resultat deckt sich diese Feststellung mit der Einschätzung Fishs, der bezüglich des Unterschieds einer traditionellen Sprechakttheorie à la Searle und Austin und dem Ausgangspunkt Derridas festhält: „The issue here is between two notions of context: traditionally a context has been defined as a collection of features and therefore as something that can be identified by any clear-eyed observer [...]“ (Fish, „With the Compliments of the Author“, 219) Es ist hier noch nicht der Zeitpunkt, auf Derridas Kontextverständnis einzugehen (Kap. III.4.2), sondern lediglich festzuhalten, dass diejenige Eigenschaft des Kontexts à la Austin und Searle, die gemäß Fish von jedem „clear-eyed observer“ erkannt werden kann, die „essential condition“ Searles ist.

Die starken, wenn auch impliziten, moralphilosophischen Annahmen sowie die kontexttheoretischen Konsequenzen dieser moralphilosophischen Pragmatik, die Searle von Austin übernimmt, sind dabei von Apel, Liedtke und Habermas übersehen worden. Gerade dagegen wendet sich jedoch Searles Kritik an Habermas (vgl. *Resp.*, 90f.). Entsprechend konsequent ist dabei die Entwicklung des Searlschen Œuvres. So schreibt Searle im Vorwort zu *Intentionality*: „This book is the third in a series of related studies of mind and language. One of its objectives is to provide a foundation for my two earlier books, *Speech Acts* [...] and *Expression and Meaning* [...]“ (*Int.*, vii) Der Kerngedanke von *Intentionality* erläutert dabei – recht bescheiden – die implizite Geistphilosophie, die bereits Austins „*our word is our bond*“-Theorem in Anspruch nimmt und die Searle zufolge in einer *nur* semantisch oder *nur* handlungstheoretisch verstandenen Pragmatik verkannt wird. Denn wenn die Sprechakttheorie immer schon eine Aufrichtigkeitsbedingung unterstellen muss, dann ist dies nur sinnvoll, wenn ein äußerer Zustand (geäußerte Worte) nicht nur von einem inneren Zustand (intentionale Repräsentation der Äußerung) unterschieden wird, sondern auch immer schon mit diesem übereinstimmt. Hierin ist die eigentliche Wurzel von (PE) zu sehen, das in diesem Sinne weniger im Hinblick auf semantische Fragen motiviert ist als im Hinblick auf die Konsequenzen, die sich für einen Sprecher aus seinen Äußerungen ergeben, das heißt die Frage seines moralischen Verpflichtetseins. Ohne diese moralphilosophische Tieferlegung von Äußerungen wäre eine intersubjektive *Handlungstheorie* der Sprache, die koordinative Aufgaben zwischen Sprechern erfüllt, unmöglich.

Da sich diese Koordination sprechakttheoretisch aber nicht semantisch garantieren lässt, muss sie kontextuell verankert werden: Dies legt Searle selbst nahe, „since for any possible speech act there is a possible linguistic element the meaning of which (given the context of the utterance) is sufficient to determine that its literal utterance is a performance of precisely that speech act“. (*SA*, 21) Die Annahme, dass ein „possible linguistic element“ ausreiche, um eine illokutionäre Handlung zu vollziehen, läuft nur unter der Voraussetzung eines mit der Handlungsabsicht kompatiblen Kontext-

tes: „given the context of the utterance“. Diese Kompatibilität bemisst sich an der Möglichkeit, eine Äußerung aufrichtig äußern zu können; sie so äußern zu können, dass daraus eine Verpflichtung entsteht: „the act must have a point“ (SA, 59). Damit wird aber eine geist- und moralphilosophische Bestimmung des Kontextes unvermeidbar. Wenn daher zuvor (Kap. III.2.1) von g-Repräsentationalität die Rede war, so wird nun deutlich, dass dies nur auf der Grundlage von *g(eistphilosophischer)-Kontextualität* möglich ist.

In diesem Sinn verweist Searle später auch auf das „double level of intentionality“ (Int, 163), das in dem ausgedrückten „Intentional state“ bestehe und der „intention to perform the act“ (vgl. Int, 164): „When, for example, I make the statement that it is raining, I both express the *belief* that it is raining and perform an *intentional act* of stating that it is raining.“ (Int, 164) Searle folgert: „There are, therefore, two aspects to meaning intentions, the intention to represent and the intention to communicate“. (Int, 165f.) Dies entspricht einer Generalisierung des Begriffs der „meaning intention“ (vgl. Int, 165f.), der dann zerfällt in „two aspects [...] the intention to represent and the intention to communicate.“

Damit erläutert Searle diejenige Doppelstruktur, die sich der Sache nach schon in (PE) findet und der nun der bezeichnende Doppelname der „meaning intention“ zukommt. Demnach besteht (PE) recht besehen in zwei Bedingungen: Die eine muss als semantisch-pragmatische Äquivalenzbedingung betrachtet werden („intention to communicate“), die andere als genuin geistphilosophische Äquivalenzbedingung, die in der Repräsentation eines Zustandes für ein Bewusstsein besteht („intention to represent“). Austins „*our word is our bond*“-Theorem findet demnach als subjektive Aufrichtigkeit und als Verpflichtetsein eines Sprechers durch eine Äußerung eine intentionalitätstheoretische Erläuterung – nämlich als „intention to represent“. Demnach kann ein Sprecher nur dann Kaffee wollen, wenn dies bereits für ihn feststeht, noch bevor er eine entsprechende Äußerung tätigt. Dann ist aber bereits die Möglichkeit der Sprachverwendung intersubjektiv und nicht erst deren Ausführung. Dies bedeutet aber Intersubjektivität auf Subjektivität zu reduzieren.

Der Sache nach drängt sich an dieser Stelle erneut dieselbe Problematik auf, die am Ende des vorangegangenen Unterkapitels dazu führte, Searle die Frage nach der Sprachlichkeit von Nicht-Sprachlichem zu stellen beziehungsweise die Frage nach der Kommunikabilität von Repräsentiertem, wenn dieses nicht bereits als kommunikabel gedacht ist. Dabei sind zwei Möglichkeiten denkbar:

(1) Wenn die „intention to represent“ bereits kommunikabel ist, worin kann dann ein relevanter Kontrast zur „intention to communicate“ bestehen? Wenn die Korrespondenz von Geistigem mit Sprachlichem also immer schon sprachlich wäre, dann müsste auch die Moralität der Sprechakttheorie sprachlich und nicht mentalistisch formuliert werden.

(2) Wenn die „intention to represent“ aber nicht schon kommunikabel ist, dann wird schleierhaft, worin sie überhaupt bestehen soll. Wohl darin, dass ein Sprecher sich etwas selbst kommuniziert (vgl. „sincerity condition“). Dann wäre die Repräsentation aber wiederum abhängig vom Vorgang einer Kommunikation mit sich selbst (also: [1]). Searle setzt hier, mit anderen Worten, eine vollkommene Autotransparenz der Sprache und möglicher Sprachverwendung voraus.

Die mit Äußerungen verbundene Moralität, die Austin als Spezifikum öffentlicher Rede herausgestellt hat, wird bei Searle folglich zu einem Spezifikum eines inneren Zustandes – der nach Searle allerdings notwendig ist, um die Möglichkeit öffentlicher Kundgabe zu erläutern. Dies ist jedoch nur dann plausibel, wenn der innere Zustand als Resultat aus einer potenziell schon öffentlichen Kommunikation mit sich selbst erfolgt. Die Innerlichkeit der Moralität wäre dann aber eine Folge der Möglichkeit der „intention to communicate“. Diese lässt sich aber nicht einer „intention to represent“ entgegensetzen.

Diese Lesart von (PE) interpretiert in dieses etwas hinein, was es zunächst nicht sagt, was mit diesem aber sowohl kompatibel als auch – vor dem Hintergrund der weiteren Entwicklung des Searlschen Cevres – plausibel ist. Denn sie erlaubt, auf die Annahme einer Zweiteilung von Searles Werk à la Liedtke und Co. zu verzichten, die wiederum dessen Entwicklung nicht erklären kann. Dass man mit dieser Lesart nicht aufs Glatteis geführt wird, folgt

aus der Fragestellung, die insbesondere für den späteren Searle in *The Construction of Social Reality* (1995) und *Making the Social World* (2010) maßgeblich ist (vgl. SMS, 14): Diese besteht darin zu klären, „what is necessary [...] to create a reality which is epistemically objective, but nonetheless [...] ontologically subjective?“ (SMS, 14) Antwort: ein „principle of expressibility“, das eine Äquivalenz zwischen dem ontologisch Subjektiven (der inneren Verfassung eines Sprechers: „intention to represent“) und dem epistemisch Objektiven (der öffentlichen Sprache: „intention to communicate“) vorsieht. Auch wenn Searle in späteren Werken zwar seine Themen auf soziale Institutionen ausweitet, so kreisen diese doch stets um die frühen sprechakttheoretischen Fragestellungen und basieren wesentlich auf deren Voraussetzungen (was im Rahmen dieser Arbeit nicht abschließend dargestellt werden kann). Im Hinblick auf ein Äquivalenzkriterium von Innerlichkeit und Äußerlichkeit ergreift Searle dabei in markanter Weise Partei für die Innerlichkeit, die für ihn nicht nur pragmatisch erläuternd, sondern geistphilosophisch fundamental ist:¹⁰

Since sentences – the sounds that come out of one’s mouth or the marks that one makes on paper – are, considered in one way, just objects in the world like any other objects, their capacity to represent is not intrinsic but is derived from the Intentionality of the mind. (*Int*, vii)

Nun muss aber gesehen werden, dass die schwerlich bestreitbare Geistabhängigkeit von Sprache nicht zwingend einen moralischen

¹⁰ Searle befindet sich damit freilich in einer illustren Gesellschaft: So schreibt Robert C. Stalnaker diese Position nicht nur sich selbst, sondern auch Gareth Evans, Paul Grice, Roderick Chisholm, David Lewis und Daniel C. Dennett zu (vgl. Robert C. Stalnaker, „Introduction“, in: *Context and Content. Essays on Intentionality in Speech and Thought* (Oxford: Oxford University Press, 1999), 1-28, 1). Entsprechend hält Stalnaker etwa auch gegen Michael Dummett fest: „[T]he philosophy of language can be approached only through the philosophy of thought.“ (Ebd., 1) Auch die folgenden Zeilen Stalnakers könnten ebenso gut von Searle stammen: „It is intuitively natural to think of speech as the expression of thought, and to assume that the utterances and inscriptions produced in using language derive their content from beliefs and intentions of the speakers who produce them.“ (Ebd.)

Mentalismus von Sprechhandeln bedingt. Searles Vorstoß in Richtung einer moralisch-mentalistischen Fundamentalwissenschaft der Sprache vernachlässigt, dass das dabei relevante Sprechaktsverständnis lediglich einen – wenn auch im Hinblick auf seine moralisch-ethisch-legale Produktivität besonders relevanten – Sonderfall von Sprache darstellt: nämlich die Illokutionarität des Sprechhandelns. Die Generalisierung dieses Sonderfalls verfügt demnach über eine theoretische Stärke, die Searle im Anschluss an Austin expliziert. Da sie aber eine Generalisierung einer Facette des Spektrums möglichen Sprechhandelns darstellt, offenbart sie zugleich eine theoretische Schwäche, die in dem Maße relevant wird, wie Searle ihre komplementäre Stärke erläutert.

III. 2.1.2. Das Scheitern von g-Fiktionalität

Inhalt des Unterkapitels

Während das vorangegangene Unterkapitel die Gründe (und die Konsequenzen) untersucht hat, die zu Searles Übernahme der Illokutionarität führen (und sich daraus ergeben), gilt es nun den anderen Terminus zu betrachten, den Searle von Austin übernimmt: den der Perlokutionarität. Searles Verständnis von Perlokutionarität ist dabei in theoretischer Hinsicht insbesondere bei seiner Untersuchung des Status fiktionaler Redeweise aufschlussreich – auch weil er sich in seiner „Reply“ auf Derrida auf diese Untersuchung beruft (vgl. Kap. III.4.2). Eine eingehende Analyse von Searles Fiktionalitätsbegriff zeigt jedoch, dass sich Searle dabei in Widersprüche verstrickt. Diese Widersprüche können jedoch nicht als arbiträre Bestimmungen der Searlschen Theorie beiseitegeschoben werden, sondern ergeben sich – wie schließlich anzudeuten ist – aus deren zentralen Annahmen.

Für Austins Sprechaktheorie ist die Annahme leitend, „to consider from the ground up how many senses there are in which to say something *is* to do something, or *in* saying something we do something, and even *by* saying something we do something“. (HTW, 94) Letzteres bezeichnet Austin nicht als Illokutionarität sondern als Perlokutionarität: „Saying something will often, or even normally, produce certain consequential effects upon the feelings, thoughts, or actions of the audience, or of the speaker, or of other persons“

(HTW, 101). Austin macht dies unter anderem anhand des Beispiels des Überredens deutlich (vgl. ebd., 102): So kann man jemanden anweisen, bitten, drohen, etc. etwas zu tun, aber ihn schließlich dazu zu bringen, es zu tun, ist in diesem Sinn keine illokutionäre Handlung, sondern der perlokutionäre Effekt derselben. Die Existenz der perlokutionären Handlung ist Searle zufolge mit dem Paradigma der illokutionären Handlung kompatibel: „Correlated with the notion of illocutionary acts is the notion of the consequences or *effects* such acts have on the actions, thoughts, or beliefs, etc., of hearers.“ (SA, 25)

Für den folgenden Untersuchungsgegenstand, den Austin bespricht und der durch das Paradigma des illokutionären Aktes nicht mehr gedeckt wird, gilt dies jedoch nicht mehr: „To take this farther, let us be quite clear that the expression ‚use of language‘ can cover matters even more diverse than the illocutionary and perlocutionary acts“ (HTW, 104). Es ist nun wichtig zu sehen, dass Austin an dieser Stelle eine Unterscheidung zwischen Sprechakten, die wesentlich vom Paradigma der Illokutionarität getragen werden und sprachlichen Verwendungsweisen im Allgemeinen einführt und dass beide nicht deckungsgleich sind. Searles *Speech Acts* stellt klarerweise das Paradigma des illokutionären Sprechaktes ins Zentrum der Untersuchung; es findet sich jedoch kein Hinweis darauf, inwiefern dieses Paradigma lediglich eine von mehreren sprachlichen Möglichkeiten ist. Zwar fährt auch Austin fort, anzumerken, dass diese nicht-illokutionären Verwendungsweisen „quite diverse“ seien „from any with which we are here concerned“ (HTW, 104). Dennoch finden sich bei diesem Ansätze eines nicht-illokutionären Sprachverständnisses:

For example, we may speak of the ‚use of language‘ for something, e.g. for joking; and we may use ‚in‘ in a way different from the illocutionary ‚in‘, as when we say ‚in saying „p“ I was joking‘ or ‚acting a part‘ or ‚writing poetry‘; or again we may speak of ‚a poetical use of language‘ as distinct from ‚the use of language in poetry‘. These references to ‚use of language‘ have nothing to do with the illocutionary act. (HTW, 104)

Nun muss darauf hingewiesen werden – auch schon deshalb, weil Searle darauf in der Debatte mit Derrida explizit zurückkommen wird (Rep, 205; Fn. 4, 208) –, dass Searle versucht, der von Austin

besprochenen nicht-illokutionären Sprachverwendung an anderer Stelle gerecht zu werden – nämlich in dem Aufsatz „The logical status of fictional discourse“.¹ Die Frage, die Searle darin stellt, lautet: „How can it be both the case that words and other elements in a fictional story have their ordinary meanings and yet the rules that attach to those words and other elements and determine their meanings are not complied with[...]?“ (EM, 58) Seine Antwort darauf lautet: „[T]he identifying criterion for whether or not a text is a work of fiction must of necessity lie in the illocutionary intentions of the author.“ (EM, 65) Searle vergleicht hierzu „two passages chosen at random to illustrate the distinction between fiction and nonfiction“. (EM, 61) Er stellt dabei eine Meldung von Eileen Shanahan in der *New York Times* einem Auszug aus dem Roman *The Red and the Green* von Iris Murdoch gegenüber (vgl. EM, 61). Der sprechakttheoretische Unterschied zwischen den beiden Textsorten bestehe darin, dass erstere „quite specific semantic and pragmatic rules“ (EM, 62) enthalte, worunter insbesondere die „essential rule“ sowie die „sincerity rule“ fallen, das heißt: „The maker of an assertion commits himself to the truth of the expressed proposition“, beziehungsweise: „The speaker commits himself to a belief in the truth of the expressed proposition“ (EM, 62).

Demnach beansprucht Searle für einen Zeitungsbericht nichts anderes als die bekannte Feststellung Austins „that *our word is our bond*“, von der bereits gezeigt worden ist, dass Searle sie als moralische Innerlichkeit denkt. Anders verhält es sich nun mit dem fiktionalen Text, denn dessen Autorin „is pretending, one could say, to make an assertion, or acting as if she were making an assertion, or going through the motions of making an assertion, or imitating the making of an assertion“. (EM, 65) Für Searle ist dabei nicht entscheidend, wie man diesen Sachverhalt im Einzelnen benennen will („I place no great store by any of these verb phrases“, ebd.), was er meint, ist jedoch klar: Ein Autor eines fiktionalen Werks ist nicht in dem moralisch-legalen Sinn für seine Äußerungen haftbar zu machen, wie in einem nicht-fiktionalen Sprechakt. Searle unter-

¹ Zuerst erschienen in Searle, „The logical status of fictional discourse“, in: *New Literary History* 6 (1974-75), 319-332. Dann in: (EM, 58-75).

scheidet diese Form der Narrenfreiheit – um es einmal so zu nennen – jedoch explizit vom Fall des Lügens: „Plato, according to one common misinterpretation, thought that fiction consisted of lies. Why would such a view be wrong?“ (EM, 61) Weil, so Searle, ein fiktionaler Sprechakt zwar einerseits die Eigenschaft des Lügens teilt, „to engage in a performance which is *as if* one were doing [something]“, jedoch „without any attempt to deceive“ (vgl. EM, 65). In diesem Sinn versteht er den fiktionalen Sprechakt als „non-deceptive pseudoperformance“ (ebd.).

Die Logik dieser „pseudoperformance“ fasst er dabei folgendermaßen:

Now what makes fiction possible, I suggest, is a set of extralinguistic, nonsemantic conventions that break the connection between words and the world established by the rules mentioned above. [...] They suspend the normal requirements established by these rules. (EM, 66)

Mit letzteren, den „normal requirements“, sind wiederum die Regeln ethisch-moralisch-legaler Verbindlichkeit gemeint – Fish spricht diesbezüglich vom „heart of Searle’s central point“.² Searle räumt also ein, dass Fiktionalität zwar einerseits eine bestimmte auktorielle und somit intentionale Dimension habe – insofern gilt: „*pretend* is an intentional verb: that is, it is one of those verbs which contain the concept of intention built into it“. (EM, 65) Andererseits enthalte Fiktionalität „a set of extralinguistic, nonsemantic conventions“, das die Standardbedingungen im Verhältnis „between words and the world“ aufhebe. Diese Aufhebung kann nun aber klarerweise nicht nur auktorieil vonstattengehen – wenngleich Searle recht hat, dass es nicht hinreicht, „to suppose a critic can completely ignore the intentions of the author“ (EM, 66). Denn

² Vgl. Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, 234: „This gets to the heart of Searle’s central point: in a ‚normal‘ assertion, such as Shanahan’s, the speaker is held responsible for the way his (or her) utterance relates or does not relate to the world: he commits himself to the truth of the expressed expression proposition; he must be ready with evidence or reasons if the truth of the expressed proposition is challenged; he will not assert something that is obviously true to both himself and his hearer; and so on.“

erst die Möglichkeit dieser Aufhebung ermöglicht diejenige Narrenfreiheit, die der Autor dann in Anspruch nehmen kann (im Falle des Verfassens eines fiktionalen Textes) oder nicht (im Falle des Verfassens eines nicht-fiktionalen Textes): „[It] enables the speaker to use words with their literal meanings without undertaking the commitments that are normally required by those meanings.“ (EM, 66f.) Das Gegebensein dieser Möglichkeit ist nun aber klarerweise kein intentionaler Umstand, sondern wird umgekehrt von der Leserschaft mitbestimmt, wie Searle selbst ausführt. Dabei unterscheidet Searle die Möglichkeit einer Ontologie und die Akzeptabilität einer Ontologie als zwei Facetten von Fiktionalität: „As far as the *possibility* of ontology is concerned, anything goes: the author can create any character or event he likes. As far as the *acceptability* of ontology is concerned, coherence is a crucial consideration.“ (EM, 73)

Durch die zuvor eingeführte Unterscheidung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Sprechakten sowie die Instanzierung des Kohärenzkriteriums in Bezug auf Erstere spricht Searle dieses Kriterium effektiv – wenn auch, ohne dies explizit zu thematisieren – nicht-fiktionalen Sprechakten ab. Nun wäre die Vorstellung, dass die Kohärenz einer Erzählung, das heißt einer Reihe von miteinander verbundenen Sprechakten, allein auf fiktionale Sprechakte beschränkt sei, eine sehr starke Behauptung, von der man wohl meinen wird, dass Searle sie nicht vertreten habe. Die Stärke dieser Behauptung einer etwaigen Kohärenzlosigkeit nicht-fiktionaler Sprechakte wird jedoch durch zwei Momente abgemildert. *Erstens* handelt es sich bei der Differenz Möglichkeit/Akzeptabilität einer Ontologie um ein graduelles, kein absolutes Phänomen, was an Searles Genre-Begriff – der in Kürze zu umreißen ist – deutlich wird. *Zweitens* ist Kohärenz als Maßstab von Akzeptabilität zu verstehen und das heißt als Gegensatz zu Wahrheit. Eine Äußerung kann demnach inakzeptabel sein, aber eben trotzdem wahr – dies galt etwa zu Galileo Galileis Lebzeiten für dessen „*eppur si muove*“.

Unter Berufung auf Kohärenz (als Kriterium von Akzeptabilität) versucht Searle also zu zeigen, dass die Sprechakttheorie gerade auch diejenigen Fälle der Sprachverwendung zu erfassen vermag, von denen Austin zuvor noch gemeint hat – „*though [...] they*

might be brought into a more general account“ (*HTW*, 21f.) –, dass sie nicht Teil der Sprechakttheorie seien. So gilt für Austin (Kap. II.4.2):

[A] performative utterance will, for example, be *in a peculiar way* hollow or void if said by an actor on the stage, or if introduced in a poem, or spoken in soliloquy. [...] Language in such circumstances is in special ways – intelligibly – used not seriously, but in ways *parasitic* upon its normal use – ways which fall under the doctrine of the *etiolations* of language. All this we are excluding from consideration. Our performative utterances, felicitous or not, are to be understood as issued in ordinary circumstances. (*HTW*, 22)

Während Austin folglich noch auf einen „general account“ hofft, jedoch nicht sieht, wie dieser mit den „ordinary circumstances“ einer Äußerung in Einklang zu bringen wäre – da diese eben mit einer moralisch-legalen Zurechnungsfähigkeit einhergehen, von der nicht abzusehen ist, wie sie dem „actor on the stage“ zukommen könnte –, beansprucht Searle mit „The logical status of fictional discourse“ diesen „general account“ geliefert zu haben:

[T]he history of the subject has proved otherwise. Once one has a general theory of speech acts – a theory which Austin did not live long enough to develop himself – it is one of the relatively simpler problems to analyze the status of parasitic discourse, that is to meet the challenge contained in Derrida’s question, „What is the status of this paratism?“ Writings subsequent to Austin’s have answered this question.⁴ (*Rep*, 205)

In jener Fußnote 4, in der Searle auf diejenigen „writings“ verweist, die diese allgemeine Theorie geliefert und folglich die Frage beantwortet haben, wie die Voraussetzungen der Sprechakttheorie mit Fällen, wie Austin meinte, „parasitärer“ Sprachverwendung in Übereinstimmung zu bringen sind, verweist Searle auf seinen eigenen Aufsatz: „For a detailed answer to the question, see J. R. Searle, ‘The Logical Status of Fictional Discourse,’ *New Literary History* 5 (1975).“ (*Rep*, Fn. 4, 208) Die Beweislast liegt also in der Plausibilität der an dieser Stelle vorgetragenen Argumente.

Der Grundgedanke Searles beruht dabei darauf, dass man – dies zeige der Fall fiktionaler Sprechakte – behaupten könne, was man wolle, insofern es eine Hörerschaft gebe, die diese Behauptungen

akzeptiere (vgl. *EM*, 73). Während also die sprechakttheoretischen Standardbedingungen darin bestehen, dass sich ein Sprecher auf die *Wahrheit* seiner Aussagen verpflichtet, so bestehen diese Bedingungen im Falle fiktionaler Sprechakte darin, dass sich ein Sprecher um die *Akzeptabilität* seiner Aussagen bemüht. Zwar stellt Searle zunächst die anderslautende Behauptung auf, dass eine Autorin fiktionaler Texte, „as she is not committed to the truth, she is not committed to being able to provide evidence for its truth“. (*EM*, 63) Aber gerade diese Annahme muss Searle in der Folge aufweichen:

In part, certain fictional genres are defined by the nonfictional commitments involved in the work of fiction. The difference, say, between naturalistic novels, fairy stories, works of science fiction, and surrealistic stories is in part defined by the extent of the author's commitment to represent actual facts, either specific facts about places like London and Dublin and Russia or general facts about what it is possible for people to do and what the world is like. (*EM*, 72f.)

Damit behauptet Searle aber, dass unterschiedliche Genres fiktionaler Texte in unterschiedlichem Maße (nicht) dazu verpflichtet sind, „to represent actual facts“. Wer also einen naturalistischen Roman schreiben möchte, muss in stärkerem Umfang Fakten in seinen Text einfließen lassen als derjenige, der von vornherein ein Märchen erzählt. Dies bedeutet aber, dass Autoren fiktionaler Texte sehr wohl – wenn auch in geringerem Ausmaß als etwa Nachrichtensprecher – die Wahrheit ihrer Aussagen zu beachten haben. Unterstellt, Frau Murdoch als eine Vertretin fiktonaler Texte sei, wie Searle einige Seiten zuvor behauptet, „not committed to being able to provide evidence for its truth“, dann widerspricht dies der Behauptung, dass unterschiedliche fiktionale Texte in unterschiedlichem Maß auf Wahrheit Bezug nehmen müssten – und folglich auch „evidence for its truth“ schaffen müssten, da anders die ontologische Akzeptabilität der Fiktion unerreichbar wäre. Entsprechend kommentiert dies auch Fish:

[O]nce this door is opened, it cannot be closed: an author is free to import whatever real world references he likes, and there will be no rules regarding

the proportions. It is precisely this freedom of mix and proportion that makes a taxonomy of genres both possible and uninteresting.³

Nun könnte man meinen, dass hiervon allein die Genre-Taxonomie, die Searle zu etablieren versucht, in einem engeren Sinn betroffen sei – dass Searles Analyse mithin nicht die theoretischen Mittel bereitstellt, um etwa naturalistische Textsorten von romantischen zu unterscheiden. Allerdings gilt es zu beachten, dass Searle fiktionale von nicht-fiktionalen *und* von literarischen Texten unterscheidet: „Roughly speaking, whether or not a work is literature is for the readers to decide, whether or not it is fiction is for the author to decide.“ (EM, 59) Diese Unterscheidung ist jedoch nur aufrecht zu erhalten, insofern auch die entsprechenden Kriterien unterschieden werden können. Wenn Searle aber schreibt, dass für die Akzeptabilität der Ontologie fiktionaler Texte Kohärenz „a crucial consideration“ sei, dann muss er Kohärenz variabel verstehen, wenn er Unterschiede in fiktionalen Sprechakten anerkennen will:

However, there is no universal criterion for coherence: what counts as a coherence in a work of science fiction will not count as coherence in a work of naturalism. What counts as coherence will be in part a function of the contract between author and reader about the horizontal conventions. (EM, 73)

Wenn Kohärenz aber letztlich in der Logik eines „contracts“ begründet liege, dann ist damit keineswegs ein allgemeines Kriterium gegeben, denn, wie Fish herausstellt, „the contract can be broken at will without any loss of acceptability; the reader will simply (or not so simply) adjust and enter into a new contract whose life may be no longer than the first“.⁴ Verträge werden mithin geschlossen und aufgekündigt, ohne dass deswegen notwendigerweise die Unterstellung von Kohärenz aufgegeben werden muss. Für das Brechen und Vereinbaren neuer Verträge kann jedesmal gerade eine eigene, neue Kohärenz ausfindig gemacht werden. Dies scheint Searle wohl zu sehen und verzichtet entsprechend auf eine Universa-

³ Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, 235.

⁴ Ebd., 236.

lisierung von Kohärenz (vgl. *EM*, 73). Zugleich erklärt dieser Verzicht aber mehr als er nach Searle erklären sollte. Denn damit werden nicht nur Genre-Distinktionen wie Naturalismus und Romantik plausibel, sondern auch die Unterscheidung von literarischen und nicht-literarischen Texten. Wenn aber sowohl die Literarizität als auch die Ontologie fiktionaler Texte am Kriterium einer sich immer wieder neuformierenden Kohärenz hängen, dann ist nicht zu sehen, wie die Literarizität und die Akzeptabilität von Ontologie im Sinne der von Searle bereit gestellten Kriterien zu unterscheiden sind.

Aus Searles eigener Analyse folgt demnach eine in sich widerspruchsvolle Überschneidung (1) ernst gemeinter, (2) fiktionaler und (3) literarischer Sprache: Fiktionale Sprechakte teilen demnach mit ernst gemeinten Sprechakten den Umstand, dass sie sich intentional und somit im eigentlichen Sinn illokutionär und folglich sprechakttheoretisch gemäß Searles Paradigma beschreiben lassen; ihre Ontologie kann allerdings nicht von derjenigen literarischer Sprache unterschieden werden. Demnach besteht zwischen der Intentionalität eines fiktionalen Sprechaktes und seiner Ontologie ein arbiträres Verhältnis, das sich gemäß Searles Annahmen in vergleichbarer Weise weder bei ernst gemeinten Sprechakten noch bei literarischen Phänomenen einstellt. Denn die Ernsthaftigkeit ernst gemeinter Sprechakte besteht gerade darin, dass ihre Ontologie durch ihre Äußerung gegeben ist – plus eine indefinite Reihe von dadurch mitinstanziierten Hintergrundannahmen (vgl. *Int*, 141ff.). Dem gegenüber stehen literarische Phänomene, die Searle jedoch nicht als Sprechakte erachtet, da der ontologische Status von Literarizität nicht illokutionär erwirkt werden kann. Searle sieht entsprechend, dass die illokutionäre Kraft von Äußerungen begrenzt ist. Ebenso wenig wie sich ein literarisches Werk qua Sprechakt schaffen lässt, lässt sich etwa eine Pizza qua Sprechakt backen, „because the capacities of representation are here exceeded“. (*Int*, 176) Die Grenzen des Sprechakts sind somit die Grenzen der Repräsentation. Demnach ist Searle bereits bei der Bestimmung fiktionaler Rede – im Sinne Liedtkes und Co. – ganz Searle II.

Dann aber bleibt die Forderung, die Searle in seiner „Reply“ als eingelöst betrachtet, offen – nämlich „to analyze the status of parasitic discourse“. Denn die vorgenommene sprechakttheoretische Bestimmung desselben, war überhaupt erst möglich geworden auf Kosten der Literarizität des „parasitic discourse“, den Austin doch verstand als „poetical use of language“ (*HTW*, 104). So kommt auch Fish zu dem Schluss: „The truth is that Searle protects his distinction between fictional and serious discourse at the expense of its *literary* interest.“⁵ Denn wenn Fiktion und Literarizität effektiv nicht zu unterscheiden sind, dann ist entweder alle Fiktion literarisch oder alle Literatur fiktiv. Hält man nun etwa daran fest, dass es Literatur gibt, so müsste man schlussfolgern, dass es keine Fiktion in Searles Sinne gibt. Entsprechend folgert Fish: „[T]he category ‚work of fiction‘ finally has no content“.⁶

Eine fiktionale Äußerung ist als „pseudo-performance“ (*EM*, 65) eines Sprechaktes folglich kein echter Sprechakt, insofern die fiktionale Äußerung nicht auf Wahrheit verpflichtet ist. Dieser Gedanke wird zwar durch Searles aufweichenden Genre-Begriff abgeschwächt, dennoch sind fiktionale Äußerungen nach Searles eigenen Ausführungen keine echten Handlungen. Umgekehrt liefert Searle aber auch keine Ressourcen, derlei sprachliche Entitäten anders und dabei doch genuin zu bestimmen. Dann ist aber auch nicht zu sehen, inwiefern Searle damit „the challenge contained in Derrida’s question“ (*Rep*, 205) begegnen kann (Kap. III.4.2). Entsprechend muss an dieser Stelle dann aber von einem Scheitern ausgegangen werden, Fiktionalität geistphilosophisch zu bestimmen, insofern Fiktionalität tatsächlich sprechakttheoretisch verstanden und nicht einfach mit Literatur als einem Genre gleichgesetzt werden soll. Sprechakttheoretisch betrachtet kann Searle eine g(eistphilosophische)-Fiktionalität nicht ausweisen – ohne entscheidende sprechakttheoretische Annahmen (Kap. III.2.1.1) fallen zu lassen.

Gäbe es nun zumindest einen Sprechakt poetischer Sprache, dann könnte immerhin eine Brücke zwischen ernst gemeinter und literarischer Sprache geschlagen werden. Searle scheint zu sehen,

⁵ Fish, „How To Do Things with Austin and Searle“, 236.

⁶ Ebd.

dass so etwas bestehen müsste, um erklären zu können, warum unter manchen Umständen auf poetische Sprache zurückgegriffen wird. Auch wenn Literarizität keine „internal property“ des illokutionären Sprechaktes sei, so müsse doch Folgendes gesehen werden:

I believe (though will not attempt to demonstrate here) that „literature“ is the name of a set of attitudes we take toward a stretch of discourse, not a name of an internal property of the stretch of discourse, though why we take the attitudes we do will of course be at least in part a function of the properties of the discourse and not entirely arbitrary. (EM, 59)

Entsprechend betrachtet Searle den von Austin eingebrachten „poetical use of language“ zumindest als „attitude“, die wiederum „at least in part“ als „a function of the properties of the discourse“ anzusehen ist. Dann würde Searle poetische Sprache zwar nicht als perlokutionären Sprechakt betrachten, aber als illokutionären Sprechakt mit einer definitorisch perlokutionären Ausrichtung.

Diese Überlegung führt nun zurück zu Searles Kritik an Grice, die etwa auch für Habermas (vgl. ND I, 137) den Kern von Searle I ausmacht: „Grice in effect defines meaning in terms of intending to perform a perlocutionary act, but saying something and meaning it is a matter of intending to perform an illocutionary, not necessarily a perlocutionary act.“ (SA, 44) Wie bereits gesehen, bestreitet Searle nicht, dass illokutionäre Sprechakte auch perlokutionäre Effekte haben können (vgl. SA, 25), sondern nur die Vorstellung, dass diese notwendig wären. Searle meint dabei nicht den Effekt, sondern den Grund, den Grice für diesen anführt. So erläutert Searle später: „Grice argued that meaning-intentions were intentions to produce a *response* in a hearer. I argued that meaning-intentions were intentions to produce *understanding* in the hearer“ (MCR, 211). Im Sinne dieser Tieferlegung vom Effekt auf den Grund – die für Liedtke und Co. den Übergang⁷ zu Searle II markiert – erläutert

⁷ So hält etwa Liedtke fest: „Methodologically speaking, in his later works (1983, 1986) philosophy of language is part of a theory of intentional behaviour (as in 1969), but it is no longer part of a theory of communicative behaviour. What a theory of language (or an essential part of a theory

Searle dann (indem er „understanding“ mit „communication“ gleichsetzt),

that in at least one sense of ‚meaning‘, communication is derived from meaning rather than constitutive of meaning. Communication, one might say, is a consequence of meaning, but meaning exists independently of the intention to communicate that meaning. (MCR, 212)

In dieser Fortsetzung der Grice-Kritik steckt zugleich ein Stück Selbstkritik – wie Searle explizit einräumt.⁸ Einen Bruch anzunehmen, der für eine Trennung von Searle I und Searle II spräche, scheint jedoch auch deswegen unangebracht, weil Searle II einfach als fortgesetzte Grice-Kritik – und in dieser besteht wesentlich Searle I als Gegensatz zu Searle II – verstanden werden kann. Dies wird etwa auch von Leilich so gesehen, der den Unterschied zwischen Searle II und Searle I schließlich im Sinne einer graduellen Entfernung vom Griceschen Paradigma der Kommunikation beschreibt:

But in *Meaning, communication, and representation*, and later in *Intentionality*, Searle offered the view that this account [*Speech Acts*, P.F.] was still much too ‚Gricean‘, because it tried to analyze meaning in terms of concepts which were related to a hearer, such as understanding or communication. [...] This approach [*Speech Acts*, P.F.] is still too similar to Grice’s, because it still analyzes meaning in terms of effects on an hearer (that is, in communicative terms), even if the effect is not a response such as a belief or action, but only the hearer’s understanding of the speaker’s intentions.⁹

Was Fish als Searles Erklärung von Fiktionalität auf Kosten „of its *literary* interest“ bezeichnet hat, lässt sich vor diesem Hintergrund

of language) is now part of is a theory of ‚representation‘; [...] The notion of representation occupies a fundamental position in the philosophy of Searle II.“ (Liedtke, „Representational semantics and illocutionary acts“, 196)

⁸ Vgl. MCR, 212: „Like most speech act theorists I have analysed meaning in terms of communication. [...] But now it seems to me, [...] that in at least one sense of ‚meaning‘, communication is derived from meaning rather than constitutive of meaning.“ Vgl. auch: MCR, 211.

⁹ Leilich, „Intentionality, Speech Acts and Communicative Action“, 162.

besser verstehen: Denn was am Beispiel literarischer Werke zum Vorschein kommt, betrifft ebenso die Akzeptabilität fiktionaler Ontologie. Diese sind zwar intentional behauptbar (vgl. engl. to pretend), aber ihre Ontologien sind allein perlokutionär gegeben, das heißt als ein vom Sprecher unkontrollierbarer Effekt seiner Äußerungen (Akzeptabilität). Sie sind einem kommunikativ weiteren, auf Verstehen und Verständigung („understanding“) ausgerichteten Paradigma verpflichtet, das sich illuktionaritätstheoretisch alleine nicht fassen lässt. Entsprechend hat Searle Probleme, zwischen Literatur und Fiktion zu unterscheiden, weil seine Theorie mentaler Repräsentation dies – trotz anderslautender Behauptungen (vgl. SA, 25) – jeweils nur negativ – als nicht-illokutionär – fassen kann.

III. 2.2. Die Forderung nach epistemischer Durchsichtigkeit von g-Kontextualität

Inhalt des Unterkapitels

Es gilt zunächst den Akt des Versprechens als sprechakttheoretisches Paradigma näher zu betrachten. Dabei zeigt sich, dass dessen formale Struktur den Akt immer schon mental denkt. Diese Psychologisierung der Sprache ist jedoch nur dann sinnvoll, wenn eine konstitutive Intersubjektivität der Sprache vorausgesetzt wird. Dazu muss Searle in pragmatischer Hinsicht einen epistemisch je schon positiven Kontextbegriff voraussetzen („Background“). Diese Annahme gilt es aber als bestreitbare Annahme einer Theorie herauszustellen. In diesem Sinne lässt sich – unter Zuhilfenahme einiger Positionen der Forschung (Frank, Stekeler-Weithofer) – eine Freiheitsbedingung der Sprache formulieren, die von der Möglichkeit einer nicht gegebenen Autotransparenz der Sprache zehrt. Dann aber wäre Searles sprechakttheoretischem Paradigma ein je schon epistemisch positiver Kontextes widersprochen.

Als paradigmatischen Fall einer sprechakttheoretischen Handlung erachtet Searle das Versprechen:

I shall take promising as my initial quarry, because as illocutionary acts go, it is fairly formal and well articulated; like a mountainous terrain, it exhibits its geographical features starkly. But we shall see that it has more than local interest, and many of the lessons to be learned from it are of general application. (SA, 54)

Mit Nachdruck hat sich Friedrich Christoph Dörge dieser Auffassung angeschlossen, im Versprechen den Standardfall eines Sprechaktes zu sehen:¹ „Searle proceeds from the assumption that his analysis of promising is the analysis of a *paradigmatic* case of illocutionary act.“² Diese Generalisierung erfolge freilich, so Dörge, innerhalb einiger tendenziell gewaltsamer Bestimmungen:

At least some of those restrictions and qualifications appear to be *forced upon us* in order to avoid problems connected with the fundamental assumptions, which are made in Searle's account. However, given that certain assumptions *force us* to make those restrictions and qualifications, doubts must arise as to whether it is *possible* to generalise Searle's account at all.³

Angenommen nun Searles Sprechakt-Paradigma ist das des Versprechens und angenommen ausgehend von diesem Paradigma ließe sich eine generelle Sprechakttheorie entwickeln, dann stellt sich die Frage, welche Eigenschaft des Versprechens für Sprechakte im Allgemeinen paradigmatisch ist. Einen ersten Aufschluss können die folgenden Worte Searles geben:

One can have any attitude one likes to the institution of promising. The obligation to keep a promise does not derive from the institution; it derives rather from the fact that a speaker in making a promise has created a desire-independent reason for action. [...] To repeat, the institution is the device that the agent uses, but it is not the source of the obligation. (SMS, 5)

Die Frage ist nun, worin „the source of the obligation“ besteht beziehungsweise wie ein „desire-independent reason für action“ auszusehen habe. Damit befindet man sich aber schon im Herzen von Searles Sprechakttheorie. Später erläutert Searle in diesem Sinne: „The methodology that I had used für analyzing speech acts was to analyze the necessary and sufficient conditions for the successful

¹ Vgl. auch die bereits erwähnte Einschätzung William P. Alstons diesbezüglich (William P. Alston, „Searle on Illocutionary Acts“, in: *John Searle and his Critics*, 57-80, bes. 58, 67).

² Friedrich Christoph Dörge, *Illocutionary Acts*. Austin's account and what Searle made out of it. Inaugural-Dissertation (Tübingen: 2004), 144.

³ Ebd., 213f.

and non-defective performance of the act.“ (*SMS*, 7) Denn dasjenige, was einen Sprecher in einem handlungstheoretischen Sinn verpflichtet („obligation“), ist zugleich dasjenige, was einen Sprechakt sprachtheoretisch bedingt: Die Bedingung für sprachliches Handeln besteht demnach in der handlungswirksamen Bereitschaft, sich auf dasjenige einzulassen („obligation“), was eine Äußerung sprachlich voraussetzt. Dies kann ohne Weiteres als eine Erweiterung von Austins „our word is our bond“-Theorem angesehen werden. Dann stellt sich aber die Frage, wie etwa Lügen in dieses Paradigma passen. Searle verweist nun darauf, dass ein unaufrichtiges Versprechen der formalen Struktur des Versprechens nicht entgegensteht: „To say, ‚I promise to do *A*‘ is to take responsibility for intending to do *A*, and this condition holds whether the utterance was sincere or insincere.“ (*SA*, 62) Die entscheidende Frage ist natürlich, wie die „responsibility for intending to do *A*“ vor dem Hintergrund einer Lüge gedacht werden kann. Mark Siebel hat sich nun eingehender mit der Frage beschäftigt, worin bei Searle ein „illocutionary point“ besteht, der Searle zufolge den Kern eines jeden Sprechaktes ausmache: „An understanding of illocutionary point or purpose is central to the understanding of speech acts because each genuine illocutionary act has an illocutionary point or purpose built into it in virtue of its being an act of that type.“ (*Resp*, 81) Siebel zufolge kann der „illocutionary point“ ganz allgemein als die Absicht verstanden werden, jemanden (den Hörer oder den Sprecher) dazu zu bringen, etwas zu tun.⁴ Für solche Äußerungen wie die unaufrichtiger Versprechen hält Siebel fest: „In such a case, however, the speaker does not intend to achieve the illocutionary point“. ⁵ Wenn eine Äußerung aber stets „responsibility“ für Geäußertes freisetzt, dann ist Lügen *prima facie* eine Absurdität – wie auch Searle festhält: „A clue that the speaker does take such responsibility is the fact that he could not state without absurdity, e.g., ‚I promise to do *A* but I do not intend to do *A*‘.“ (*SA*, 62)

Entsprechend lässt sich der Fall des Lügens als Scheideweg zwischen einem kommunikativen Sprechaktverständnis auf der einen

⁴ Siebel, „What is an illocutionary point?“, 125.

⁵ Ebd., 129.

Seite und einem intentionalen Sprechaktverständnis auf der anderen Seite beschreiben. Denn im Lügen treten beide Aspekte auseinander: die Verpflichtung, die sich aus einer Äußerung gegenüber Anderen ergibt und die innere Haltung, die ein Sprecher dazu einnimmt. Im Lügen sind beide Aspekte manifest gegeben, da es sich anders nicht um Lügen handelte, insofern dieses gerade im Widerspruch von öffentlicher Kundgabe und innerer Repräsentation dieser Kundgabe besteht. Lügen ist in einem sprechakttheoretischen Sinn *per se* amoralisch – was nicht heißen soll, dass es nicht Fälle geben kann, in denen Lügen aus ethischen Gründen ratsam ist. Aber in einem sprechakttheoretischen Sinn besteht Lügen in der moralischen Unterminierung der Handlung.

Die Formalisierung des Sprechhandelns als Versprechen ist dergestalt als Ausweitung der Struktur des Versprechens über den Fall eigentlichen Versprechens hinaus zu verstehen. Eine plausible Generalisierung von Eigenschaften des Versprechens besteht nun sicherlich darin, dass Äußerungen Sprecher verpflichten und dass Äußerungen jenseits ihrer Bedeutung einen „illocutionary point“ haben müssen (vgl. Kap. III.2.2). Searle geht hierbei jedoch immer schon von der unmittelbar mit dem Äußern von Worten mitgegebenen intersubjektiven Erkennbarkeit des „illocutionary point“ aus. Dabei besteht dasjenige, was Searle am Sprechakt als paradigmatisch für alle Sprechakte erachtet, nicht darin, dass alle Sprechakte Versprechen seien – sehr wohl aber darin, dass alle Sprechakte Handlungen darstellten, die als unterschiedliche Handlungen unterschiedliche sprachliche Bedingungen hätten. In diesem Sinn kann festgehalten werden, dass die Kompatibilität der sprachlichen Repräsentation der Welt (Semantik) mit der sprachlichen Repräsentation des Geistes (Intentionalität) schließlich dadurch möglich werde, dass der Begriff der Wahrheitsbedingungen einer Äußerung selbst eine Pluralisierung erfahre. Dies gilt nun aber nicht nur für Versprechen, sondern auch für Prädikation, insofern gilt „that predication is not an act which can occur alone, but can only occur as part of some illocutionary act“. (SA, 124)

So bemüht sich Searle zunächst folgende Frage zu beantworten: „[T]he question naturally arises how I know that what I have to say is true.“ (SA, 5) Dies kann, so Searle, nun nicht Gebrauch sein und

es kann kein Aspekt von Kommunikation sein, sondern es muss intrinsisch mental sein – „intrinsic mental content“ (RM, 200), wie es später heißt. Das Verfügen über Bedeutung wird schließlich kausal erklärt und folglich naturalisiert, da das Gehirn allein die Fähigkeit habe, „to cause and sustain conscious thoughts“ (RM, 239). Kommunikation und Verständigung werden demnach, wie Kannezky festhält, zu einer „application of an implicit meaning theory“.⁶ Diese „implicit meaning theory“ beruhe aber auf der „ontology of the mental“ (RM, 20). Bedeutung ist demnach selbst kein epistemischer, sondern ein ontologischer Umstand. Was Searle streng genommen sagt, ist also: Bedeutung wird nicht erkannt, Bedeutung ist mental und folglich immer schon intersubjektiv gegeben, weil die Bedingungen für die Erkenntnis von Bedeutung unmittelbar mit einer Äußerung gegeben sind.⁷

Dieser Ontologie sind nun aber Äußerungen nicht nur in einem semantischen, sondern in einem sprechakttheoretischen Sinn verpflichtet. Ein Versprechen stellt demnach im Allgemeinen eine Verpflichtung dar, etwas zu tun: „The point or purpose of a promise is that it is an undertaking of an obligation to do something.“ (EM, 2) Entsprechend sind nun aber auch Beschreibungen gedacht: „The point or purpose of a description is that it is a representation (true or false, accurate or inaccurate) of how something is.“ (EM, 2) Searle erläutert: „These differences correspond to the essential conditions in my analysis of illocutionary acts in chapter 3 of *Speech Acts*“ (EM, 2). Diese Voraussetzungslogik wird schließlich als Pluralität von Kriterien expliziert:

The basic idea here is the old one that the meaning of a statement is somehow given by its truth conditions, the meaning of a command is given by

⁶ Kannezky, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, 78.

⁷ Dagegen protestiert Stekler-Weithofer schon aus methodologischen Gründen: „Hence, the methodological order turned upside down if we say that understanding what A did is to understand his intention.“ (Stekler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, in: *Communication and Intelligibility*, 113-134, 133)

its obedience conditions, the meaning of a promise is given by its fulfillment conditions, and so on. (MCR, 220)

Searle meint nun den Welt- und Geistbezug der Sprache durch eine Pluralität an Bedeutungskriterien („truth conditions“, „obedience conditions“, „fulfilment conditions“) erklären zu können. William P. Alston bemerkt dazu, dass es sich hierbei um „quite a mixed bag“⁸ handelt beziehungsweise um „a rather obscure synonym for the analysandum rather than digging into its structure“.⁹ Auch Siebel meint: „In a nutshell, it is hard to grasp the point of an illocutionary point.“¹⁰ Es muss mithin angemerkt werden, dass die von Searle gelieferten Kriterien keine Kriterien der jeweiligen Akte *tout court* sind, sondern jeweils Kriterien dieser Akte im Sinne des jeweiligen Sprecherbewusstseins. Sie sind zwar notwendig – weil ein Sprecher wissen muss, was er tun und sagen muss, um diese oder jene Handlung zu vollziehen oder auf dieses oder jenes in der Welt Bezug zu nehmen –, aber sie sind nicht hinreichend, weil eine Handlung nicht zwingend mit der Erkenntnis der Bedingungen einer Handlung gegeben ist. Im Fall des Versprechens scheint dies zunächst weit hergeholt: Man sagt „Ich verspreche“ und schon verspricht man. Demnach gäbe es keinen Unterschied zwischen Satzintention (beziehungsweise Handlungsintention) und Sprechintention. Besonders unplausibel scheint der Einwand etwa im Falle des Grüßens und Dankens, worauf Siebel hinweist.¹¹ Denn schon das Äußern eines Grußwortes oder eine Danksagung genügen, um den Akt des Grüßens oder Dankens zu vollziehen. Dies liegt daran, dass grüßen und danken sogenannte Erfolgsverben sind.¹² Aber um etwa ein Treffen zu beenden, kann man ein solches nicht einfach beenden, wie man grüßen kann, wenn man grüßen

⁸ Alston, „Searle on Illocutionary Acts“, 68.

⁹ Ebd., 69.

¹⁰ Mark Siebel, „What is an illocutionary point?“, in: *Speech Acts, Mind, and Social Reality*, 125-140, 138.

¹¹ Ebd., 133.

¹² Vgl. Siebel, „What is an illocutionary point?“, 132. Dort findet sich der Verweis auf: Alston, *Illocutionary Acts and Sentence Meaning* (Ithaca: Cornell University Press, 2000), 90-93.

will.¹³ Eine Konferenz zu beenden, heißt nicht sie beenden zu wollen; Wahlen zu gewinnen, heißt nicht Wahlen gewinnen zu wollen. Um den entsprechenden Akt zu verstehen, sind zwar Erfüllensbedingungen notwendig, aber ihr Gegebenheit für ein Bewusstsein ist nicht hinreichend für das Gegebenheit ihres Vollzugs. Mit anderen Worten: Ein Sprecher kann nicht zugleich sprechend einen Akt vollziehen und dabei schon die entsprechenden Erfüllensbedingungen etablieren – von Ausnahmen wie dem Danken und Grüßen einmal abgesehen. Aus der mentalen Ontologie Searles folgt demnach, dass Akte selbst etwas Mentales sind.¹⁴ Damit stehen sie im Gegensatz zu Bedeutung, die wesentlich öffentlich ist, denn die *Erkenntnis* des Vorliegens eines Aktes durch einen Anderen geschieht nicht anders als im öffentlichen Raum. Bedeutung muss aber, Searle zufolge, den mentalen Aktcharakter des Geäußerten garantieren – wobei Garantie heißen muss, einwandfrei zu repräsentieren. Dann aber wird Bedeutung gerade ihrer Öffentlichkeit, das heißt der Möglichkeit, offen zu sein für Andere, beraubt. In diesem Sinn fordert auch Kannezky das „principle of expressibility“ umzudeuten: „It should be related to an ‚open language‘ that has space for what Searle calls ‚inexact language use‘.“¹⁵

Nun lässt sich das Verhältnis von Illokutionarität und Satzbedeutung aber auf zwei Weisen denken: einmal direkt und unmittelbar (z.B. als Grüßen, Danken, Versprechen) und einmal mittelbar (z.B. als Beenden eines Treffens, als Gewinnen von Wahlen). Wenn die Sprechakttheorie dergestalt a „non-uniform account of having an illocutionary point“¹⁶ einnehmen müsste, dann stellt sich die Frage, ob Searle dafür die theoretischen Ressourcen bereit hält. Denn seine explanatorische Stärke liegt doch vielmehr in der unmittelbaren, näherhin psychologischen Seite von Sprechakten – so

¹³ Das Beispiel stammt von Siebel (Siebel, „What is an illocutionary point?“, 132).

¹⁴ Auch Apel spricht in diesem Sinn von der „preillocutionary intentionality of these acts“ (Apel, „Is Understanding more Basic than Linguistic Meaning?“, 46).

¹⁵ Kannezky, „The Principle of Expressibility and Private Language“, in: *Communication and Intelligibility*, 191-212, 191.

¹⁶ Siebel, „What is an illocutionary point?“, 133.

auch Alston: „The theory of speech acts is used to provide resources for the conceptualization of intentional psychological states.“¹⁷ Damit einher geht der Verzicht auf eine genuin kommunikative Erklärung von Sprechakten, weil die Kommunikabilität desjenigen Sprechaktes, den ein Sprecher vollziehen will, immer schon vorausgesetzt wird. Es wird mithin unterstellt, dass die Bedingungen des Gegebenseins eines bestimmten Sprechaktes bereits schon mitgeteilt worden sind, sobald eine Äußerung vollzogen wird. Dies bedeutet aber die Sprachlichkeit (Kommunikabilität, Mitteilbarkeit) von etwas anzunehmen, das eigentlich – mittelbar oder unmittelbar – abhängig ist von der spezifischen Sprachlichkeit einer konkreten Äußerung. Dadurch wird aber die Sprachlichkeit dieser Handlungen, mithin die Sprachlichkeit des Mentalen, zu einem theoretischen Desiderat (Kap. III.2.1). Anton Friedrich Koch hat dazu in einem anderen, gleichwohl relevanten Zusammenhang bemerkt:

Mit dieser Frage [der Sprachlichkeit des Mentalen, *P.F.*] ist man im allgemeinen etwas zu leichtfertig, wohl weil der erste Schritt zu ihrer Beantwortung so selbstverständlich erscheint: Es sind unsere besonderen menschlichen Fähigkeiten, relativ zu denen es einen intentionalen Standpunkt und zugehörige Erklärungsstrategien und Begriffe gibt. Aber das kann nicht die ganze Antwort sein, denn dann wäre sie fehlerhaft zirkulär. Unsere besonderen menschlichen Interessen und Fähigkeiten sind nur für den intentionalen Standpunkt und können dessen begriffliche Genese daher nicht erklären.¹⁸

Die Ausweitung des Paradigmas des Versprechens unter der Voraussetzung einer psychologisierten Sprachlichkeit auf alle Sprechakte ist aber nicht nur als Verallgemeinerung problematisch, sondern bereits beim Versprechen selbst. Dies wirft auch einen Blick auf die erste der zwei vorhin gestellten Fragen, nämlich was ein Versprechen überhaupt sein soll. Wenn ein Versprechen als Sprechakt wesentlich sprachlich ist, dann muss die unzureichende (Alston/ Koch) Psychologisierung der Sprachlichkeit bereits beim

¹⁷ Alston, „Searle on Illocutionary Acts“, 75.

¹⁸ Anton Friedrich Koch, „Philosophie und Metaphysik“, in: Uwe Justus Wenzel (Hrsg.), *Vom Ersten und Letzten*. Positionen der Metaphysik in der Gegenwartsphilosophie (Frankfurt a.M.: Fischer, 1999), 77-97, 83.

Verständnis des Versprechens selbst fehlerhaft sein. Davon bleiben Searles richtige Einsichten in die psychologische Struktur des Versprechens (und aller Sprechakte) unberührt.

Nun meint Searle damit aber nicht nur eine Beschreibung der Sprache-Geist Relation – als einer Spielart der Sprache-Welt Relation (vgl. Kap. III.2.1) – zu geben, sondern vermennt diese mit einer ontologischen Fragestellung: Searle sieht sehr wohl, dass sein Mentalismus nicht hinreicht, sich selbst zu begründen. Dabei folgt Searle zunächst der plausiblen Annahme, formelle Kriterien von Bedeutung in nicht-formellen Praktiken zu gründen, was ihn auf den Begriff des „Background“ (*Int*, 141) führt:

The Background is a set of nonrepresentational mental capacities that enable all representing to take place. [...] In order that I can now have the Intentional states that I do I must have certain kinds of know-how: I must know how things are and I must know how to do things, but the kinds of „know-how“ in question are not, in these cases, forms of „knowing that“. (*Int*, 143)

Searle wäre zuzustimmen, wenn er den „Background“ nun als etwas betrachtete, das zwischen Realismus und Irrealismus *keinen* ontologischen Vorrang etablierte.¹⁹ In diesem Sinn legt Searle zunächst auch nahe, sein „Background“-Theorem zu verstehen:

There can't be a fully meaningful question „Is there a real world independent of my representations of it?“ because the very having of representations can only exist against a Background which gives representations the character of „representing something“. (*Int*, 159)

Bis hierhin vertritt Searle also eine ontologisch neutrale Position, die zwar die Notwendigkeit eines Hintergrunds behauptet „which gives representations the character of „representing something“, die aber nicht bestimmt, ob dieser Hintergrund inferentiell oder korrespondentiell – im Sinne Prices (vgl. Kap. III.2.1) – gedacht werden muss.²⁰ Dann aber schließt Searle an: „This is not to say that realism is a true hypothesis, rather it is to say that it is not a

¹⁹ Vgl. Kap. I.2; siehe auch: Price, „Metaphysics after Carnap: The ghost who walks?“, 338.

²⁰ Vgl. Price, „Two expressivist programmes, two bifurcations“, 36.

hypothesis at all, but the precondition of having hypothesis.“ (*Int*, 159) Noch deutlicher wird die Voraussetzung einer realistischen Ontologie schließlich in Searles Annahme eines zeitgenössischen Biologismus (*RM*, xi). Diesen macht Searle zum Ausgangspunkt seiner Sprachphilosophie:

A natural consequence of the biological approach advocated in this book is to regard meaning, in the sense in which speakers mean something by their utterances, as a special development of more primitive forms of Intentionality. [...] And the definition is nontrivial in this sense: we define speakers' meaning in forms of Intentionality that are not intrinsically linguistic. (*Int*, 160)

Dergestalt rechtfertigt Searle unter Zuhilfenahme einer naturalistisch verstandenen Ontologie das bereits kenntlich gemachte Primitat mentaler Repräsentation: „The brain is all we have for the purpose of representing the world to ourselves and everything we can use must be inside the brain.“ (*Int*, 230) Entsprechend konsequent ist rückblickend von *Intentionality* zu *Speech Acts* die „reliance on the intuitions of the native speaker“ (und entsprechend verfehlt sind die Versuche, beide Werke gegeneinander auszuspielen).²¹

Gegen diese Strategie Searles hat jedoch McDowell im Sinne eines Putnamschen Externalismus folgenden Einwand formuliert:

[O]n any normal understanding of the words he [Searle, *P.F.*] uses here, this remark is straightforwardly and obviously false. We have all kinds of things other than the brain for the purpose of representing the world to

²¹ Im Sinne der Aufhebung der Zweiteilung von Searles Werk sei der Vollständigkeit halber erwähnt, dass die Annahme eines solchen nicht-repräsentationalen Hintergrunds, der als „embodiment of my commitment to realism“ (*Int*, 159) mentale und physische Eigenschaften umfasst – „including various skills, abilities, preintentional assumptions and presuppositions, stances and non representational attitudes“ (*Int*, 151) –, *methodisch* bereits in *Speech Acts* vorweggenommen ist: „This method, as I have been emphasizing, places a heavy reliance on the intuitions on the native speaker. [...] Such intuitions can indeed be justified, but only by falling back on other intuitions.“ (*SA*, 15)

ourselves: sounds, marks on paper, arrangements of models [...], in short all kinds of bits of the world outside our brain.²²

Das heißt nun nicht, dass es biologische und andere physikalisch beschreibbare Eigenschaften der Welt, die eine Voraussetzung von Sprache bildeten, nicht gebe; es heißt nicht, dass es falsch sei, die Psychologizität von Sprechakten zu bemerken oder dass Sprache nicht auch richtigerweise als „embodiment“ (*Int*, 159) bestimmter naturalistischer Annahmen beschrieben werden könne. Searles Fehler kann aber als derjenige Fehlschluss betrachtet werden, den Price die „perspectival fallacy“²³ genannt hat – nämlich „to mistake a genuine but merely perspectival privilege for something stronger – for an *absolute* ontological criterion“.²⁴ Oder anders gewendet: Searle nimmt notwendige schon für hinreichende Bedingungen, da, wie McDowell richtigerweise einwendet, auch die Welt außerhalb des Gehirns Teil des Repräsentationsmetabolismus ist und dieser entsprechend nicht allein mental erklärt werden kann.

Der „Background“ im Sinne pragmatisch ergänzender Praktiken des Sprechhandelns kann zumindest als Name für die Lösung verstanden werden, inwiefern Sprechakte intelligibel sein können, ohne dass bereits die Sprachlichkeit (Kommunikabilität) der Voraussetzungen von Sprechakten behauptet werden müsste. In diesem Sinn müsste hier auf eine potenziell sprachliche Ebene an Hintergrundinformationen Bezug genommen werden, die jedoch selbst intersubjektiv befragbar bleiben müsste – gerade auch durch das Äußern von Sprechakten. Searles „Background“ bleibt aber nur eine Bezeichnung für diese Lösung, wenn er als konstitutive Intelligibilitätsbedingung von Sprechakten *nur* in Abhängigkeit von diesen gedacht wird. Der „Background“ ist dann eine Bedingung absoluter Intersubjektivität, in der die Möglichkeit systematischen Missverstehens – also die Annahme unterschiedlicher Bedingungen für das Gegebenensein desselben Sprechaktes – ausgeschlossen

²² John McDowell, „Intentionality De Re“, in: *John Searle and his Critics*, 215-225, 221.

²³ Vgl. Price, „Pluralism, 'world' and the primacy of science“, in: *Expressivism, Pragmatism and Representationalism*, 45-64, 58.

²⁴ Ebd., 59.

ist. Dieses immer schon epistemisch positive Verständnis des Hintergrunds wird insbesondere am Beispiel der Prädikation deutlich.

In diesem Sinn hält Searle fest: „[P]redication is not an act which can occur alone, but can only occur as part of some illocutionary act.“ (*SA*, 124) Dies hat nun bereits Interpretieren von *Speech Acts* – insofern diese *Speech Acts* vor dem Hintergrund von Austins Ausführungen zur Sprechakttheorie gelesen haben – verblüfft.²⁵ Searle erläutert dies folgendermaßen:

We have throughout the analysis of speech acts been distinguishing between what we might call *content* and *function*. In the total illocutionary act the content is the proposition; the function is the illocutionary force with which the proposition is presented. (*SA*, 125)

Diese generelle Verteidigung von Prädikation („the content is the proposition“) ist nun insoweit erstaunlich, als dass Austin in seiner Behandlung der Sprechakte gerade einen Weg jenseits jener „age-old assumption in philosophy“ aufzeigen will, wonach „to say something [...] is always and simply to *state* something“. (*HTW*, 151) Entsprechend hält Cavell fest:

Austin's so called theory of speech acts is in effect the presentation of a massive class – or set of classes – of counterexamples to this assumption – a set that proves to have interests well beyond this initial interest – namely one in which what are grammatically statements are *not* in the business of stating facts truly and falsely.²⁶

Searle führt nun jedoch eine Reihe von Regeln (1-8, vgl. *SA*, 126f.) der Prädikation ein, wonach Regel 4 und 5 zusammengekommen

²⁵ Zu denken wäre hier an Moati (Moati, „Le prisme descriptiviste de la théorie des actes de langage de J.R. Searle“, 225) im Ausgang von Cavell (Cavell, „What did Derrida want of Austin?“, 49) sowie an Jeffrey Hershfield (Jeffrey Hershfield, „What can Austin tell us about truth?“, in: *Philosophical Investigations* 33/3 (2010), 220-228, 223). Derselbe Umstand wird unter stärker geistphilosophischen Prämissen auch von John McDowell gesehen, der in diesem Sinn von Searles Absicht „of anchoring particular-directedness“ (McDowell, „Intentionality De Re“, 216) spricht (vgl. auch ebd., 220).

²⁶ Cavell, „What did Derrida want of Austin?“, 49.

in etwa besagen, dass die Äußerung eines Satzes (also eines Sprechaktes), die Referenz zu einem Objekt X einschließt (Regel 4), das über die logische Eigenschaft verfügt, wahr oder falsch zu sein (Regel 5). Wenn Searle sagt, „that it is logically possible for P to be true or false of X“ (SA, 126) – also dass die Äußerung P etwas Wahres oder Falsches über X prädicieren –, dann ist diese Behauptung zwar sicherlich für manche Sprechakte zutreffend, etwa im Falle der Äußerung „Einen blauen Kaffee, bitte“, da es blauen Kaffee nicht gibt. Es ist aber nicht zu sehen, inwiefern dieser Spezialfall eines illokutionären-Aktes-mit-falscher-Prädikation schon ausreicht, um einen grundsätzlichen Zusammenhang von Prädikation und Sprechhandeln zu etablieren. Searle müsste zur Begründung seiner Behauptung auf einen maximal trivialen Umstand verweisen, nämlich dass schon die Äußerung „Einen Kaffee, bitte“ eine Minimalprädikation enthielte, etwa dergestalt dass es Kaffee gibt und Kaffee etwas ist, wonach man sinnvollerweise fragen kann. Demnach wäre das Objekt eines Sprechaktes schon als Referenz in einem ontologischen Sinn zu verstehen. In einem vorläufigen Sinn wäre die Äußerung „Kaffee“ dann aber nicht von „Gavagai“ im Szenario radikaler Übersetzung à la Quine verschieden (vgl. Kap. I.2). Dem würde Searle entgegenhalten, dass die Referenz von „Kaffee“ in dem Sprechakt „Einen Kaffee, bitte“ hinreichend bestimmt sei: nämlich als eines jener Kaffeegetränke, die die entsprechende Kaffeebar im Sortiment hat und die man dort bestellen kann. Dann aber ist die Referenz von „Kaffee“ in „Einen Kaffee, bitte“ gerade nicht als Minimalprädikation verstanden, sondern pragmatisch: nämlich etwa als der Kaffee, den ein Sprecher immer trinkt oder den der Barista immer ausschenkt. Dieses Vorverständnis markierte dann den Unterschied zu Quines „Gavagai“-Szenario. Dieses Vorverständnis besteht aber in einer schon etablierten epistemischen Situation, nämlich einem epistemisch positiven Kontextbegriff. Diese Kontextualität des Sprechaktes genügt zwar einerseits, um einen Unterschied zum „Gavagai“-Szenario zu etablieren, aber sie begründet noch keinen Zusammenhang zwischen Prädikation und Sprechhandeln. Es sei denn, man erkläre den epistemisch positiven Kontextbegriff zur grundsätzlichen Voraussetzung sprachlicher Äußerungen. Aber auch dann bliebe Prädikation als

Sprechhandeln unerklärt, weil ein epistemisch positiver Kontextbegriff stets nur die pragmatische Ergänzung der Referenz von Äußerung erklärt aber gerade nicht ihre Prädikation.

Der epistemisch positive Kontextbegriff ersetzt dann aber eine mögliche Bezugnahme auf einen Bereich empirischer Erfahrung, von dem ausgehend sich Referenz in einem nicht schon pragmatisch voreingenommenen Sinn verstehen ließe. Anstatt den Hintergrund aber in diesem Sinn einer offenen Ontologie zu verstehen, setzt dieser eine bestimmte Ontologie voraus, die allein pragmatisch-kontextuell gerechtfertigt ist. Übertragen auf das Kaffee-Beispiel hieße dies: Ich muss wissen, dass es Kaffeebars gibt und wie ich mich dort zu verhalten habe, um Kaffee bestellen zu können. Ontologische Voraussetzungen werden von der Aussage dergestalt nicht pragmatisch-kontextuell absorbiert, sondern vorausgesetzt: Der Sprechakt „Einen Kaffee, bitte“ ist demnach als die Prädikation zu verstehen, dass es Kaffeebars gibt und bestimmte Konventionen nach denen diese funktionieren. „Einen Kaffee, bitte“ zu sagen prädiziert somit – aufgrund des „Backgrounds“ – unendlich viel (dass es Kaffeebars gibt, dass Kaffee angebaut wird, dass es Handel gibt, dass es Schiffsverkehr gibt, Transportmittel, Technik, Ökonomie etc.). Weil daraus aber ontologisch unendlich viel folgt, muss gesehen werden, dass es sich dabei gerade nicht um Prädikation handelt, weil überhaupt nichts Bestimmtes prädikabel ist, da immer schon alles Prädizierte als intersubjektiv verständlich vorausgesetzt ist. Dann wird zugleich völlig unerklärlich, wie etwas in einem qualifizierten Sinn prädiziert werden kann, wenn qua intersubjektiv geteilter Sprache immer schon alles prädiziert worden ist. Mit anderen Worten: Searle fordert die intersubjektive Durchsichtigkeit von g-Kontextualität (Kap. III.2.1.1), da dies anders kommunikabilitätsgefährdend wäre. Er gefährdet dadurch aber (auf theoretischer Ebene) zugleich den Sinn, *warum* in einer solchermaßen epistemisch durchsichtigen (diaphanen) Sprache überhaupt noch gesprochen werden soll.

Diesen perspektivischen Fehlschluss (Price) von einer epistemisch immer schon positiv gedachten Situation auf eine Ontologie vollzieht Searle aber auf dem Rücken empirischer Erfahrung. Diese überbrückt Searle durch den – bereits angezeigten (Kap. III.2.1) –

Bezug von Ungleichelem (Gemeintes und Geäußertes) aufeinander. Dies wäre möglich, wenn es einen Nachweis gäbe, dass eine entsprechende Übertragbarkeit gewährleistet ist. Dieser Nachweis müsste darin bestehen, dass die Nichtsprachlichkeit der Intentionen ihrer Sprachlichkeit entspricht oder zumindest entsprechen kann. Da Searle aber diese Nichtsprachlichkeit überhaupt nicht thematisiert, bleibt auch seine Sprachlichkeit der Intentionen eine blinde Voraussetzung.²⁷ Der erste Text, der dem kritisch nachgegangen ist, war Franks „Die Entropie der Sprache. Überlegungen zur Debatte Searle-Derrida“.²⁸ Frank erkennt in der Äquivalenz von Satzbedeutung und Sprecherintention „eine methodische Prämisse“, die dazu dient, „das Problem der Unentscheidbarkeit“ gar nicht erst „in die Innerlichkeit des Sinnentwurfs“ eindringen zu lassen.²⁹ Frank erkennt ferner die sich daraus ergebende Eleganz der Theorie, durch die, so Frank,

der Schein eines Zugeständnisses an die Individualität eines sprechenden Subjekts und an die Individualität seiner Äußerung unterderhand zerstört und zugunsten der notwendigen Allgemeinheit und Wiederholbarkeit des tatsächlich Gesagten zurückgenommen [werde].³⁰

Frank sieht nun aber auch, dass dies nur durch zusätzliche Annahmen gerechtfertigt werden kann, die Searle in seiner „Reply“ spezifiziert. Diese lauten: Eine Äußerung muss exakt („precisely“, *Rep*, 202) eine Widergabe der Intentionen sein und sie muss zudem aus-

²⁷ Die wenigen aufschlussreichen Stellen hierzu finden sich in (*Int*, 176-179). Dort wird aber auch klar, dass Searle diese Sprachlichkeit, also die Übertragbarkeit von mentalen Zuständen auf sprachliche Ausdrücke, immer schon voraussetzt: „Given the existence of language as an institution, what is the structure of individual meaning content?“ (*Int*, 176, eigene Hervorhebung, *P.F.*)

²⁸ Frank, „Die Entropie der Sprache. Überlegungen zur Debatte Searle-Derrida“, vgl. insbesondere: 500f.

²⁹ Ebd., 500.

³⁰ Ebd., 500f.

reichend kodifiziert sein, damit Searles Hypothese vom Regelcharakter der Sprache greifen könne.³¹ Zugleich räumt Searle aber ein, dass „these intentions may be more or less perfectly realized by the words uttered.“ (*Rep*, 202) Dazu bemerkt Frank: „Dieses ‚Mehr oder weniger‘ bezeichnet freilich die ganze Schwierigkeit dieser Theorie.“³² Denn dann stellt sich die Frage: Welche kriteriellen Ressourcen kann Searle noch mobilisieren, um festzustellen, ob eine Intention nun „more or less“ realisiert worden ist? Wenn in der Searlschen Theorie Sprecherintention und Satzbedeutung schließlich identisch sein sollen (Äquivalenzannahme), welche Möglichkeiten bleiben dann, sie in der Praxis zu unterscheiden? Dies führt Frank zu einer verheerenden Konsequenz aus:

Mit einem Wort: auch und gerade Searle kann die strukturelle Möglichkeit nicht ausschließen (und zwar *in seiner Theorie* nicht ausschließen), daß die ‚vorausdrückliche Intention‘[...] und die gemachte Äußerung einander inkongruent sind – und das setzt voraus, daß Intention und Ausdruck, obwohl sie in der Äußerung zusammen gehen, doch nicht einfach dasselbe sind. Auf dieser Selbigkeit muß Searle aber bestehen, will er die Beherrschbarkeit der Intention durch die sprachliche (und institutionelle) Konvention – und mithin das Regel-Modell der Sprache und des Verständnisses – nicht aufgeben.³³

Nach Frank hat Stekeler-Weithofer gegen die Selbstverständlichkeit der Sprachlichkeit von Intentionen bei Searle – die Kongruenz von Intention und Ausdruck, wie sich nun mit Frank sagen ließe – eingewandt, dass die „limits of immediate self-knowledge“ nicht anerkannt würden.³⁴ Dies hängt mit folgender Überlegung zusammen: Searle hätte recht, wenn seine Theorie tatsächlich formalisierbar wäre. Hiervon geht Searle aus. So formalisiert er etwa den Sprechakt als $F(P)$ (vgl. *FIL*, 2), wobei p den propositionalen Inhalt meint und F die illokutionäre Kraft der Äußerung. Das Paradigma

³¹ Ebd., 501. Frank sagt, es komme entscheidend darauf an, dass die Äußerungen „von der Natur der ‚Typen‘ [seien]“ (ebd.).

³² Frank, „Die Entropie der Sprache. Überlegungen zur Debatte Searle-Derrida“, 501.

³³ Ebd.

³⁴ Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 126.

einer solchen Form lautet: „Ich verspreche, dass X“. Dies veranlasst Stekeler-Weithofer nun zu folgender Warnung:

A rather deep and difficult problem, then, of all formalist approaches in analytical philosophy is this: If we use in our ‚explanations‘ or ‚theories‘ of action or meaning or concepts free variables for intentions or beliefs, then propositions or possibilities, mental or physical events, or if we use formal constants for predicates like intending or believing, there is a tendency to forget about the *interpretation of the variables and practices*.³⁵

Stekeler-Weithofer hebt damit auf die Voraussetzungen ab, die es erlauben, zwischen Äußerungen und Intentionen allererst zu unterscheiden, um diese Unterscheidung dann in einem „process of idealizing abstraction“ wieder rückgängig zu machen.³⁶ Letztere erlaubt es Sprache dann in formaler Weise zu betrachten. Diese Formalisierung ist aber eine metalinguistische Praxis, die es erlaubt, auf die Form von Äußerungen *in abstracto* zu schließen – sie kann aber gerade nicht zur Grundlage der konkreten – und im Hinblick auf die Formalität der Sprache immer nur impliziten – Äußerungen erklärt werden.³⁷ Während von einer formalen Sprachbetrachtung aus der Eindruck entstehen kann, es handle sich um ein geschlossenes System, obgleich mit unbestimmt vielen Regeln, so ist aus der Perspektive der sich miteinander verständigenden Subjekte zu sagen, dass es eine solche, wenn auch nur unbestimmt geregelte Geschlossenheit nicht gibt: „In an open space of possible improvements, there is no perfect ‚competence‘.“³⁸ Searles Formalisierung der Sprache als standardisierte Sprechakttheorie muss aber die absolute Bestimmtheit ihrer Regeln voraussetzen. Auf diese Voraussetzung zu verzichten, bedeutet umgekehrt nicht den Regelcharakter der Sprache generell zu bestreiten, sondern, *pace* Searle, diesen als immer nur konkreten Aspekt einer Offenheit der Verständigung zu denken, die bei Searle getilgt ist. Dass diese Offenheit gegenüber

³⁵ Ebd., 121.

³⁶ Vgl. ebd.

³⁷ Diesen Umstand macht Stekeler-Weithofer mehrmals sehr deutlich. Vgl. Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 117, 121, 132.

³⁸ Ebd., 117.

der Regelmäßigkeit der Sprache stets nur implizit ist, gibt aber keinen Grund für ihre theoretische Marginalisierung. So hält Stekeler-Weithofer fest:

The crucial problem I want to address is that the *truth conditions* of the partial sentences ‚A intends z‘ or ‚B believes z‘ and ‚w happens on the ground of v‘ are *presupposed*. Is it really clear, though, what it means to intend or believe something? Is it less complicated than to say what it means *to say something*?³⁹

Searles Formalisierungsstrategie der Sprechakte ist dann erfolgreich, wenn die Handlungen der Sprechakte hinreichend als intentionale Zustände beschrieben werden können. Mit der Frage nach einer hinreichenden Beschreibung dieser Handlungen als intentionale Zustände ist ein Kriterium zur Bewertung der Searlschen Sprechakttheorie eingeführt, das man wohl an diese herantragen darf, insofern dabei die soziale Dimension der Sprechakte erläutert wird. Auch Stekeler-Weithofer argumentiert nun sozial, das heißt ausgehend von der Annahme, dass man sich zu seinen Äußerungen und denen Anderer verhält.⁴⁰ Man kann dies als *Freiheitsbedingung* der Sprechakte kennzeichnen. Damit ist aber zugleich der Kern der Sprechakttheorie bestritten, nämlich die Annahme, dass es so etwas wie die „full sincerity“ eines Sprechaktes gebe.⁴¹ Ohne diese Bedingung wird vergessen, dass es keine Semantik des Versprechens gibt, die unabhängig von ihrem Aktcharakter besteht. Zwar enthält jedes Versprechen semantische Bestimmungen und man kann entsprechend anhand eines Versprechens etwas über dessen propositionalen Gehalt aussagen, aber gerade die Freiheit, sich zu diesem verhalten zu können, ist dadurch nicht miterfasst. Wenn Äußerungen aufgrund eines feststehenden Regelgerüsts der Sprache immer schon bestimmte Intentionen ausdrückten, dann, so ließe sich mit Searle sagen, weil die innere Haltung eines Sprechers zu seiner Äußerung formal selbstverständlich ist. Stekeler-Weithofer weist nun darauf hin, dass dies nicht der Fall ist. Damit meint Stekeler-Weithofer

³⁹ Ebd., 122.

⁴⁰ Vgl. ebd., 120f., 123.

⁴¹ Ebd., 132.

nun nicht den Fall des Lügens, sondern etwa Fälle von Willensschwäche:

The performative act of promising by saying „I promise“ does not always express my real intention even if I *feel* sure about it. There can be cases in which it only *seems to me that I intend* to do X or to comply with some public commitments Y. I might know that I am weak. I promise many things even if I am too weak to fulfil them. Nevertheless, I sincerely wish that the promises should be fulfilled (by me).⁴²

Es ließe sich darauf aufbauend argumentieren, dass die Semantik von Akten des Versprechens – ob sie nun explizit performativ sind oder nicht – gerade im Ausdruck einer partiellen Willensfreiheit/-schwäche besteht: Etwas zu versprechen bedeutete dann ein ganz bestimmtes Verhältnis von Abstand und Nähe zu einer geäußerten Proposition zum Ausdruck zu bringen; eine bestimmte Distanz, die notwendig ist, damit diese nach dem Äußern der Äußerung überbrückt werden kann oder nicht (das Versprechen eingehalten werden kann oder nicht). Searles „sincerity condition“ lässt für eine solche Semantik keinen Spielraum – wer etwas verspricht, der muss es meinen –, weil Äußerungen immer schon auf Handlungen verpflichten – was Searle dann die „essential condition“ nennt. Man kann jedoch fragen: Unter welchen Umständen weicht jemand von seinem Versprechen ab? Wann wird man sagen, er hat es nicht einhalten können, selbst wenn er es gewollt hätte und wann wird man darin einen nur vorgeschobenen Grund, eine Ausrede sehen? Diese Fragen lassen sich formell gerade nicht regeln.

Dieser Gedanke lässt sich auch auf andere intentionale Zustände

wie Glauben und Meinen übertragen.⁴³ Auch diese bringen eine je bestimmte, aber eben nicht formelle Einstellung zu einer Proposition zum Ausdruck, ohne die es schon der Möglichkeit nach keinen Interpretationspielraum, überhaupt keine Möglichkeit gibt, eine

⁴² Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 126

⁴³ Vgl. ebd.

Äußerung zu interpretieren.⁴⁴ Wie es um diese Einstellung bestellt ist, ob jemand wirklich glaubt oder meint, kommt aber in einem handlungstheoretischen Sinn immer erst zum Ausdruck, nachdem die Äußerung getan wurde. Auf wieviele Konsequenzen, die sich aus einer Äußerung ergeben, verpflichtet sich ein Sprecher tatsächlich? Auf ein Mindestmaß muss er sich verpflichten, weil man anders nicht sagen kann, er verstehe, was er sagt.⁴⁵ Für Searle ist es essentiell, dass diese Verpflichtung stattfindet und er muss meinen, dass diese bestimmt ist – aber ist es nicht kontraintuitiv zu meinen, aus einer Äußerung erfolge exakt eine immer identische Menge von Verpflichtungen? Was, wenn ein Sprecher von dem, was man im Allgemeinen mit einer Äußerung verbindet, nur einen Teil des von ihm Gemeinten auffasst? Wieviel Ungenauigkeit verkraftet eine formelle Betrachtung der Sprechakte, wieviel Exaktheit braucht sie? Aus dem Umstand, dass diese Fragen gestellt und diskutiert werden können, folgt immerhin eines – nämlich

that intention and belief are not immediate mental states of an individual, at least if their *content is propositional*. If they are expressed, described or individuated, there is always some implicit reference to a social practice of committing oneself not only to certain claims and conceptual consequences, but also to certain further actions (under certain conditions).⁴⁶

Searle könnte an dieser Stelle immer noch sagen, dass die Identifikation der Sprecherintention durch die Satzbedeutung gemäß seinem Modell gedacht werden muss, und dass – wie auch immer sich die Sprecherintention in der Folge entwickelt – es doch zunächst einen großen Unterschied macht, zu erkennen, ob jemand bittet

⁴⁴ Vgl. Fish, „With Compliments of the Author“, 222: „Distance is not a special condition in relation to which interpretation becomes necessary; it is a general condition [...] that is productive of everything, including the circumstances [...] from which it is supposedly falling away.“

⁴⁵ Vgl. Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 126: „Imagine that I know (at least in general) about the conclusions that must be drawn if one really believes that *p*. We have to assume this in order to make possible that I *understand* what it is to believe *p*.“

⁴⁶ Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 126.

oder droht. Das ist sicherlich richtig. Aber weder im Falle von Bitten noch von Drohen noch von sonst einem intentionalen Zustand, der sich mittels der Sprache ausdrückt, weiß ein Sprecher oder weiß ein Hörer, was aus dieser Handlung wirklich folgt. Man kann gerade noch aufrichtig um einen Euro gebeten worden sein und schon im nächsten Moment wird einem der Geldbeutel aus der Hand gerissen. Ein Vater kann seiner Tochter eben noch in vollem Ernst drohen und sie im nächsten Moment in den Arm nehmen. Muss man derlei Verhalten als performativen Widerspruch betrachten? Nur wenn man gewillt ist, Sprechakte *formaliter* als hinreichend beschreibbar zu verstehen. Nur wenn man meint, dass eine Äußerung in genau einem Kontext erfolgt, den der Sprecher mit seiner Äußerung bestimmt und dass diese kontextuelle Bestimmtheit Sprecher und Hörer dann auf genau ein Verhalten festlegt. Damit wird aber gerade etwas, das sich als *soziale Dynamik* fassen lässt, ignoriert (vgl. Kap. IV.2.2).

Entsprechend weist auch Stekeler-Weithofer auf die „important difference“ hin „between communicative cooperation and the mere communicative ‚coordination‘ of individual acts“. ⁴⁷ Nur wenn man einzelne Äußerungen auf bestimmte Handlungsmuster festlegt – und sich theoretisch die Möglichkeit nimmt, diese anders zu verstehen –, entstehen überhaupt Handlungswidersprüche. In einem Handlungsraum, in dem Regeln *nur* formale Eigenschaften haben, gibt es keine Widersprüche. Ein sinnvoller, das heißt freiheitskompatibler Handlungsbegriff besteht also gerade in der Mitte zwischen formaler Bedingtheit und formloser Unbedingtheit. ⁴⁸

⁴⁷ Ebd., 132f.

⁴⁸ Auf dieses notwendige Dilemma des Handlungsbegriffs weist der Sache nach Peter Bieri hin: Peter Bieri, *Das Handwerk der Freiheit*. Über die Entdeckung des eigenen Willens, 11. Aufl. (Frankfurt a.M.: Fischer, 2013), 23.

III. 2.3. Zusammenfassung

Inhalt des Unterkapitels

Abschließend ist nochmals ein zentrales Problem von Searles Sprechakttheorie prägnant zu benennen. Zugleich ist anzuzeigen, inwiefern der entsprechende Sachverhalt von Derrida anders gesehen wird.

Wie bereits zu Beginn gesehen (Kap. III.2.1), kann Searle kein Primat der Repräsentation über Kommunikation ohne vorgängige Kommunikabilität behaupten, da andernfalls der Anforderung geeigneter Mittel der Repräsentation nicht Rechnung getragen wird. Searle setzt diese Eignung der sprachlichen Mittel voraus, ohne einen Begriff ihrer Eignung zu entwickeln. Er sieht keinen Anlass, einen Begriff etwa der sozialen Eignung sprachlicher Mittel zu entwickeln, weil er die Frage nach der Eignung durch das Bestehen von Konventionen als formalen Verhältnissen als gelöst betrachtet. Dergestalt ist die Struktur einer Äußerung etwas, das immer nur ausdrücken kann, was jemand meint. Dann aber wird Konvention als Eignung zu erklären überflüssig. Pradhan hat darauf hingewiesen, dass die Searlsche Sprechakttheorie auf eine Konsequenz Donald Davidsons hinausläuft:

If the statement is true because of the analysis of assertion then there is no room left for a convention. [...] So we cannot get a statement of such a convention by including the relevant intentions of the speaker. And so there is no reason to believe in the existence of such conventions.¹

Pradhan zufolge schafft Searles Intentionalitätstheorem somit effektiv den Konventionsbegriff ab. Searle würde nun sicherlich einwenden, dass der Konventionsbegriff im Sinne der „intuitions of the native speaker“ (SA, 15) immer schon in den Intentionalitätsbegriff integriert sei. Aber diese Integration hat in jedem Fall theoretische Kosten: Denn sie bedeutet in letzter Instanz die Ununterscheidbarkeit der formellen Ebene der Sprache (Konventionen, soziale Eignung) mit der intentionalen Ebene: Es gibt in Searles The-

¹ Pradhan, „Minimalist Semantics“, 240. Pradhan fährt fort: „The entire discussion of promising in chapter 3 of Searle’s *Speech Acts* is a vivid example of this mistake.“ (Ebd.)

orie keine Möglichkeit zu fragen, was Sprache vor, neben oder unabhängig von Intentionalität ist. Gleichwohl ist es unmöglich, Sprache ausschließlich als Intentionalität zu betrachten (vgl. Kap. III.2.2). Searles Einsicht, dass Sprache ontologisch abhängig ist (abhängig vom Standpunkt der ersten Person Singular) ist in diesem Sinn Stärke und Schwäche zugleich. Denn der Regelcharakter der Sprache kann dann nur ontologisch-kausal vorausgesetzt werden. Es ist nach Searles Theorie nicht möglich, diese Regeln sozial-kooperativ zu begründen. In diesem Sinn hat Pradhan recht, wenn er festhält, dass Searle von der „semantic nature“² von Worten und Äußerungen ausgeht.

Diese Natur besteht in der Gleichung Sagen = Meinen. Das Scheitern dieser Gleichung – im Falle des Mißverstehens (dazu auch: Kap. III.4.2) – bedeutet ein Scheitern des Bezugs auf diese Natur. Dann ist dieser Bezug aber nicht notwendig, sondern möglich und somit eine Möglichkeit unter Mehreren. Dann müsste es also zumindest mehrere Naturen geben und die Integration der Regelmäßigkeit ist nichts, was vollständig ist und somit auch nichts, was ontologisch-kausal gedacht werden kann. Damit ist nicht gesagt, dass es diese ontologische Abhängigkeit nicht gibt, aber die Möglichkeit, Sprache formell als Handeln zu begreifen, ist nur dann gegeben, wenn auch die Möglichkeit gegeben ist, Sprache als nicht-formelles Handeln zu begreifen (*Freiheitsbedingung*). Repräsentation ist als geregelter Bezug daher nur dann möglich, wenn es zugleich möglich ist, dass dieser Bezug nicht zutrifft – es stellt sich daher die Frage nach der Möglichkeit eines anderen, inklusiveren Begriffs der Repräsentation, wofür im Folgenden Derridas Begriff der Schrift stehen soll. Auf die Derrida-Searle-Debatte trifft mithin zu, was Price bereits im Zusammenhang anderer sprachphilosophischer Debatten als des Pudels Kern ausgemacht hat – nämlich dass „a cluster of notions – what we might loosely call the *semantic notions* – are being pulled in two directions, one inclusive and one exclusive“.³ Als Forderung nach einem inklusiveren Repräsentationsbegriff sind daher auch die folgenden Zeilen Derridas zu verstehen,

² Ebd. 237.

³ Price, „Prospects for global expressivism“, in: *Expressivism, Pragmatism and Representationalism*, 147-194, 166.

die aus demjenigen Text stammen, den Searle anschließend zum Gegenstand seiner Kritik gemacht hat: „[L]a condition de possibilité de ces effets [exklusiver Repräsentation oder „semantic nature“, *P.F.*] est simultanément, encore une fois, la condition de leur impossibilité, de l'impossibilité de leur rigoureuse pureté.“ (*SEC*, 391; siehe dazu insbesondere Kap. III.3.3) Searles Intentionalitätstheorem mitsamt Folgeannahmen wie epistemischer Durchsichtigkeit der *g*-Kontextualität ist eine Bedingung von Kommunikabilität. Dabei vernachlässigt Searle, dass eine solche Möglichkeitsbedingung einen Ort der Anwendung hat und in diesem auch verneint werden können muss, da es anders mit diesem Möglichkeitsraum – der ein sozialer Raum ist – inkompatibel würde. In diesem Sinn kann eine Theorie der Sprache und Verständigung nicht ontologisch absolut begründet werden.

Wenn die formalen Voraussetzungen der Sprechakttheorie demnach nicht als Primat einer ontologischen Struktur gedacht werden können – dann ist es ratsam, sich mit einer anderen Konzeption dieser Voraussetzungen auseinanderzusetzen. Statt also die Regelmäßigkeit der Sprache mit der Ontologie der Intentionalität zu vermengen, empfiehlt sich eine methodische Entkopplung, die zunächst unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten fragt, worin der Zusammenhang von Ontologie und sprachphilosophischer Formalität bestehen kann – statt eine bestimmte Variante desselben schon vorauszusetzen.

III. 3. Die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen von Derridas „SEC“ (1971)

III. 3.1. Erkenntnistheoretische Kontamination

Inhalt des Unterkapitels

Im Folgenden gilt es Derridas Empirismus in kritischer Auseinandersetzung mit der Forschung zu rekonstruieren. Dass Derrida dabei gewissen empirischen Annahmen folgt, ist weitgehend unbestritten; fraglich ist jedoch, wie diese motiviert sind. Dazu ist hier eine im Großen und Ganzen eigenständige Rekonstruktion zu bemühen: Es ist zu zeigen, dass Derrida eine erkenntnistheoretische Problematisierung des Ursprungs von Erkenntnis anstrengt. Das Resultat dieser Überlegung darf dann nicht wieder als Erkenntnis erster Ordnung missverstanden werden, sondern muss als metatheoretische Erkenntnis betrachtet werden. Daraus ergeben sich von der Forschung nur teilweise gesehene Grenzen der Verallgemeinerbarkeit einer Anwendung dieses metatheoretischen Resultats.

*Entsprechend ist zu zeigen, dass das bisher vor allem im Zusammenhang mit Husserl und Austin entwickelte Derrida-Bild nicht nur im Bereich einzelner Analysen zu Texten Austin und Husserls richtigliegt – unter Einbezug der entsprechenden Forschungsliteratur ist dies bereits geschehen (Kap. II) –, sondern es muss, so weit möglich, eine allgemeine Verortung Derridas erfolgen. Dazu ist in diesem (und dem folgenden) Unterkapitel insbesondere eine Auseinandersetzung mit der spezifischen Forschungsliteratur zu Derrida nötig. Vor allem Gasché's *The Tain of the Mirror*¹ muss dabei in diesem Unterkapitel (III.3.1) erörtert werden, da dieses Werk innerhalb einer akademischen Tendenz, Derridas Philosophie nicht ernst zu nehmen, eine – wie de Boer meint – „important exception“ darstellt.² Im darauf folgenden Unterkapitel (III.3.2) kann dann eine Diskussion ausgehend von Granel's „Jacques Derrida et la nature de l'origine“ stattfinden, mit der dann zum erkenntnistheoretischen Herzen von Derridas Philosophie vorgedrungen werden kann (Kap. III.3.3).*

¹ Gasché, *The Tain of the Mirror*. Derrida and the Philosophy of Reflection (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1986).

² De Boer, „Différance as Negativity“, 607, Fn. 1. Vgl. ebd., 594.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass Derrida einen zumindest partiellen Bedeutungsempirismus zu vertreten habe, wenn die ontologische Theoretizität der Sprache öffentlich sein solle (Kap. II.3). Nur wenn dies tatsächlich Derridas Position ist, ergeben sich aus seiner Philosophie Ressourcen einer nicht schon ontologisch geordneten Kompatibilität von Ontologie und Sprachphilosophie. Dieser offenen Ontologie entspricht ein sprachphilosophischer Empirismus, der als mindestens partieller Bedeutungsempirismus zu rekonstruieren ist (Kap. III.4). Darauf hat auch Timothy Mooney hingewiesen: „Derrida can be taken as an empirical realist rather than a textual idealist.“³ Dem steht das Wort Salanskis gegenüber, der darauf hinweist, dass sich Derrida gegen den Empirismus gewandt habe: „De la sorte il a fait front contre ce que j'ai envie d'appeler trop sommairement sans doute l'empirisme“.⁴ Derrida selbst hat hierzu bemerkt:

Mais le vrai nom de cette [...] acception résolue de l'incohérence incohérente inspirée par une vérité plus profonde que la 'logique' du discours philosophique [...] c'est l'*empirisme*. Celui-ci au fond n'a jamais commis qu'une faute : la faute philosophique de se présenter comme une philosophie. (ED, 224)

Der Empirismus ist also von einer tiefergehenden Wahrheit als der des philosophischen Diskurses inspiriert, das heißt, im Sinne Mooneys, von der Möglichkeit einer „immediate and naive experience“.⁵ Eine solche Erfahrung kann es aber nur geben, wenn es einen unverstellten Zugang zur Realität gibt: Wenn dasjenige, was die Sinne wahrnehmen, zugleich – das heißt unmittelbar – Erkenntnis genannt werden kann und Erkenntnis folglich nichts ist, was eine nachträgliche Konfigurierung der Sinnesdaten etwa durch kulturelle Erkenntnismodalitäten bedeutet. Entsprechend führt die Annahme von Erkenntnismodalitäten immer schon zu einer, wie man mit Derrida sagen kann, philosophisch delikaten Situation: Was Angehörige der Erkenntnismodalität *a* wahrnehmen, entspricht nicht dem, was Angehörige der Erkenntnismodalität *b*

³ Vgl. Mooney, „Derrida's empirical realism“, 358.

⁴ Salanskis, „Déconstruction et linguistic turn“, 51.

⁵ Mooney, „Derrida's empirical realism“, 352.

wahrnehmen, und somit stellt sich auf global-epistemischer Ebene der – eben philosophische – Verdacht ein, „qu’un certain présent reste chaché ou absent“ (*Ld*, 21). Diese philosophisch delikate Situation kann im Anschluss an Derrida als der *Alptraum des Empirismus* (*AE*) bezeichnet werden (demgegenüber ist auf den Traum des Empirismus in Kap. III.3.3 zurückzukommen, vgl. *ED*, 224).

Derrida zufolge scheitern Versuche, eine Philosophie des Empirismus zu errichten, da diese der fundamentalen Gegenannahme des Empirismus – nämlich der Anerkennung von Erkenntnismodalitäten in (*AE*) – schon auf fatale Weise entgegengekommen sind. Der Empirismus ist damit schon in seinen Prämissen widerlegt. Nun verspricht Derrida in jenem Vortrag mit dem Titel „La différance“, den er 1968 vor der *Société française de philosophie* gehalten hat, Abhilfe, indem er einen Angriff auf die Formulierbarkeitsbedingungen von (*AE*) verkündet: Wenn der Alptraum des Empirismus darin besteht, dass die Möglichkeit nicht ausgeräumt werden kann, dass ein Teil der erkennbaren Welt systematisch unzugänglich ist, dann verspricht Derrida demgegenüber eine Intelligibilitätsbedingung zu liefern, die die Vorstellung einer systematischen Unzugänglichkeit epistemischer Bestände widerlegt: „qu’il excède l’alternative de la présence et de l’absence“. (*Ld*, 21)

Indem Derrida – wenn er denn recht hat – die Möglichkeit systematischer „absence“ widerlegt, rettet er den Empirismus. Nun hat Derrida vorrangig aber nicht für eine Rettung des Empirismus im Sinne eines „rapport à une présence“ (*Gr*, 89) argumentiert – wenngleich dies als das komplementäre Pendant seiner Überlegungen betrachtet werden kann (vgl. „l’expérience comme archi-écriture“, ebd.) –, sondern zunächst nach den Bedingungen einer möglichen Bezugnahme auf dem der Wahrnehmung Zugänglichem gefragt. Dabei zeigt sich für Derrida, dass diese Bezugnahme nur auf Kosten einer unmittelbaren Gegenwart möglich ist, weil Erkenntnis selbst mittelbar ist (was im Folgenden zu zeigen ist): Erkenntnis ist immer schon über die Opposition des jetzt Anwesenden und des jetzt nicht Anwesenden hinaus, das heißt nur möglich „à partir de la présence qu’il diffère et en vue de la présence différée qu’on vise à se réapproprier“. (*Ld*, 9)

Derrida zeigt folglich, dass es nötig ist, zwei epistemische Bestände zu unterscheiden, die den Vorgang der Wahrnehmung konstituierten. Um Wahrnehmung allerdings als epistemisch offen zu beschreiben – also dergestalt, dass neue Erkenntnis möglich ist –, muss diese Unterscheidung zugleich als ununterscheidbar rekonstruiert werden, wovon im Folgenden die Rede ist. Derrida versteht dies als einen zeitlich-verzeitlichenden Vorgang, als „la médiation temporelle et temporisatrice“ (*Ld*, 8) – siehe hierzu (Kap. III.3.2. und III.3.3) –, der zugleich ein räumlicher Vorgang ist: „devenir-temps de l'espace et devenir-espace du temps“ (*Ld*, 8). Nach Derrida soll diese Unterscheidung in systematischer Weise dasjenige sein,⁶ „qui résiste à l'opposition, fondatrice de la philosophie, entre le sensible et intelligible“. (*Ld*, 5) Wenn im Folgenden also noch von einer Intelligibilitätsbedingung die Rede ist, die (*AE*) ausschließt, dann deswegen, weil Intelligibilität und Sinnlichkeit überhaupt nicht voneinander getrennt werden können. Statt von einer *Intelligibilitäts*bedingung ließe sich daher mit gleichem Recht von einer *Sinnlichkeits*bedingung sprechen. In entscheidender Weise kommt es jedoch darauf an, plausibel zu machen, warum beides nur als „transgression“ (*Ld*, 16) zu denken ist. Es ist ein Versuch, wie Hans-Jörg Rheinberger festhält, „das Denken in die Dinge übergehen zu lassen wie die Dinge ins Denken“.⁷

Die These von Derridas Empirismus ist zuerst von Gasché in seinem Werk *The Tain of the Mirror* gesehen worden, das insbesondere für die anglo-amerikanische Diskussion eines genuin philosophischen Stellenwerts Derridas maßgeblich ist:⁸

⁶ Derrida spricht nicht nur von einem System („*système général de cette économie*“, *Ld*, 4), sondern näherhin von einem Bündel, einem „*faisceau*“ (*Ld*, 3) von miteinander zusammenhängenden Eigenschaften.

⁷ Hans-Jörg Rheinberger, *Iterationen* (Berlin: Merve, 2005), 72.

⁸ „Gasché's *The Tain of the Mirror* is by far the most ambitious and detailed attempt to treat Derrida as a rigorous transcendental philosopher.“ (Rorty, *Is Derrida a transcendental philosopher?* (1989), in: *Essays on Heidegger and others*, 119-128, 121).

Deconstructive interpretation, in its search for what exorbitantly exceeds the totality of the conceptual oppositions constitutive of metaphysics, *proceeds in a radically empiricist manner* – that is, in a manner incapable of justifying itself entirely – but not because of empiricism's recognized philosophical inability to do so.⁹

Man erfährt leider weder an dieser noch an anderen ähnlichen Stellen – die immerhin die *Vorgehensweise* Derridas exakt wiedergeben – mehr darüber, *warum* er so vorgeht, wie er bei seiner „search for what exorbitantly exceeds the totality of the conceptual oppositions“ vorgeht. Stattdessen findet sich bereits eine Seite später wieder die Rede von der „general strategy of deconstruction“¹⁰ – kein Hinweis aber darauf, wie Derrida zu dieser Strategie gekommen ist. Man kommt schließlich nicht umhin, mit Douglas Donkel festzustellen: „Thus, what seems deficient in these [Gasché, *P.F.*] accounts is the lack of any explanatory mechanism“.¹¹ Dieser Mangel resultiert allerdings aus Gasché's spezifischem Verständnis von Derridas Philosophie. Denn das strategische Unterfangen Gasché's,¹² Derridas Philosophie vor dem Hintergrund der Probleme der klassischen Philosophie (insbesondere der Bewusstseinsphilosophie im Ausgang von Hegel) darzustellen, folgt dem Anspruch, diese auf eine allgemeine Form („general strategy“) zu bringen – was Rorty mit der Absicht gleichsetzt, „to make Derrida into a man with a great big theory about a great big subject“.¹³ So bleibt

⁹ Gasché, *The Tain of the Mirror*, 170 (Hervorhebung meinerseits, *P.F.*).

¹⁰ Vgl. ebd., 172.

¹¹ Douglas L. Donkel, „Formal Contamination. A Reading of Derrida's Argument“, in: *Philosophy Today* 40/2 (1996), 301-309, 304.

¹² Gasché spricht explizit davon, in seiner Arbeit nicht nur intrinsisch philosophische Motive zu verfolgen, sondern ebenso das strategische Motiv, Derrida innerhalb der philosophischen Tradition zu verorten. Vgl. Gasché, *The Tain of the Mirror*, 101 (eigene Hervorhebung, *P.F.*): „Still, since Western philosophy is in essence the attempt to domesticate Otherness, since what we understand by thought is nothing but such a project, heterology, for both intrinsic and strategic reasons, seems an adequate name for the investigation of the ‚pre-suppositions‘ of Western philosophy, of what is understood by thought and by what is called noesis noeseos, the thinking of thought.“

¹³ Rorty, „Habermas, Derrida, and the Functions of Philosophy“, 52.

aber der Bruch unterschätzt, den Derrida mit dieser Tradition vollzieht, deren Erbe anzutreten er zwar für notwendig erklärt, nicht aber um den Preis des Verzichts einer Revision derselben.

Zehn Jahre nach der Veröffentlichung von Gasché's bedeutsamem Werk erklärt Derrida zum Verhältnis seiner Philosophie zu derjenigen philosophischen Tradition, an die Gasché ihn rückzubinden versucht:

But such questioning must be renewed in taking account of the possibility of fiction, of accidentality and contingency, thereby ensuring that this new form of transcendental questioning only mimics the phantom of classical transcendental seriousness without renouncing that which, within this phantom, constitutes an essential heritage. (DP, 81f.)

In den 1980er Jahren, zur Zeit der Abfassung von *The Tain of the Mirror* (1986), überwog hingegen eine öffentliche Wahrnehmung, in der Gasché's Unterfangen durchaus plausibel erscheinen konnte. Man vergegenwärtige sich: Habermas hatte Derrida ein Jahr zuvor vorgeworfen, den Gattungsunterschied zwischen Literatur und Philosophie einzuebrennen (vgl. DM, 219-247); Searle hatte Derrida bereits 1977 mit seiner „Reply“ die Grenzen der sprachanalytischen Philosophie aufgezeigt. Das angloamerikanische Pendant kontinentaleuropäischer Literaturwissenschaften, der sogenannte Criticism, nahm sich Derridas an,¹⁴ und um die Möglichkeiten, mit Derrida Philosophie zu betreiben, war es nicht eben gut bestellt. Auf diese Situation antwortet Gasché in *The Tain of the Mirror* mit einem strategischen Dreischritt: (1) Klärung des Begriffs klassischer Bewusstseinsphilosophie (S. 13-78); (2) Diagnose einer entsprechenden, wenngleich veränderten Struktur bei Derrida (S. 79-120); (3) Schluss darauf, wie dem Derridaschen Werk insgesamt entgegengetreten werden müsse, nämlich durch die Ableitung eines Systems (S. 177-254) aus der Methode (S. 121-176).

Schritt (1) kann nun im Folgenden relativ knapp dargestellt werden, da der Begriff der klassischen Bewusstseinsphilosophie nicht

¹⁴ Vgl. Harold Bloom (Hrsg.), *Deconstruction and Criticism* (London, New York: Continuum, 1979). Siehe dazu: *Theory's Empire. An Anthology of Dissent*. Daphne Patai, Will H. Corral (Hrsg.), (New York: Columbia University Press, 2005).

das Thema der vorliegenden Arbeit ist. Der Gasché'schen Diagnose – Schritt (2) – kann im Groben zugestimmt werden; sie muss aber eigens begründet werden, um schließlich einen anderen Schluss – Schritt (3) – auf Derridas Werk zu erlauben, nämlich gerade nicht von einer gegebenen Methode auf ein System rückzuschließen, sondern eine der Methode vorgelagerte Einsicht zu rekonstruieren, in deren Licht auch die dekonstruktive Methode erst eigentlich verstanden werden kann. Dazu – Schritt (2) – ist insbesondere und etwas ausführlicher eine erkenntnistheoretische Überlegung allgemeiner Art anzustrengen, die nahelegen soll, wie das Desiderat des „explanatory mechanism“ (Donkel) bei Gasché geschlossen werden kann. Im folgenden Unterkapitel (III.3.2) ist aus dieser Überlegung dann – mithilfe von Granel's „Jacques Derrida et la rature de l'origine“ – das dezidiert erkenntnistheoretische Programm Derridas zu rekonstruieren, das schließlich als Variation des Kerngedankens Derridas zu explizieren ist (III.3.3).

Doch zunächst zu Gasché's Schritt (1): Gasché zeigt am paradigmatischen Fall Hegels auf, wie Bewusstseinsphilosophie arbeitet: „In the thinking of thinking [...] reflexivity serves at once as a medium, the method, and the foundation by which philosophy grounds itself within itself.“¹⁵ So verstanden, geht der Unterschied zwischen Methode und philosophischer Position in einem höheren – reflexionstheoretischen – Zusammenhang auf und eben darin besteht die Pointe Hegels:

Instead of determining that ground as radically heterogenous to what, as ground, it is supposed to make possible, Hegel's concept of the reflection of reflection understands ground in the sense of homogeneity, that is, in the sense of what the ground is to account for.¹⁶

Gasché's Schritt (2): Auf die Möglichkeit eines solchen Zusammenhangs nimmt Gasché dann in einem zweiten Schritt kritisch Bezug. Gegenüber dem Hegelschen Ansatz der Homogenität von „ground“ und „what [...] it is supposed to make possible“ versucht Gasché in der Architektonik Derridas zwei Ebenen zu unterschei-

¹⁵ Gasché, *The Tain of the Mirror*, 15.

¹⁶ Ebd., 89.

den: die einer Methode¹⁷ – „a radically empiricist manner“ – sowie „a system beyond being“.¹⁸ Im Gegensatz zu Hegel bestehe, so Gasché, bei Derrida jedoch zwischen beiden Ebenen kein Verhältnis von Homogenität, sondern ein heterogenes Verhältnis: ein Verhältnis „of radical alterity [...] subversive of thought itself“.¹⁹ In diesem Punkt trifft Gasché Derridas Kerngedanken – auch De Boer spricht in diesem Sinn von der von Derrida ausgemachten „incapacity of philosophy to affirm the irresolvable difference between contrary determinations“.²⁰

Nun muss aber behutsam mit dieser Einsicht umgegangen werden. Denn würde man diese Einsicht nun begründen, dann wäre sie geradezu widerlegt, da die Alterität von Grund und Begründetem damit gerade nicht begründet, sondern aufgehoben wäre. Dergestalt kann Derridas Einsicht aber gerade nicht Rechnung getragen werden. Deswegen ist Gasché's Unterfangen problematisch: weil es aus dieser Einsicht ein philosophisches System im Sinne der klassischen (Hegelschen) Bewusstseinsphilosophie erarbeitet. Entsprechend ist Gasché auch der Vorwurf gemacht worden, dass er dieses System nicht erläutert habe (Donkel) beziehungsweise, dass die Vorstellung, Derrida vertrete ein solches System, ohnehin falsch sei (Rorty). Die Kritik hat sich also gerade nicht auf das gerichtet, was Gasché methodisch als den Gedanken einer „radical empiricity“²¹ in die Frage nach Derridas Philosophie eingeführt hat, sondern auf die Schwierigkeit, diesen Gedanken zu verorten. Folglich muss auch bei der Diagnose, Derrida behaupte ein irreduzibel heterogenes Verhältnis zwischen Grund (Begründung) und Begründetem, innegehalten werden. Was genau meint hier Gasché und wie lässt sich diese Diagnose, insofern sie über Gasché hinaus zutreffen soll, allgemein ausdrücken? Zunächst zu Gasché:

¹⁷ Siehe Gasché, *The Tain of the Mirror*, Kap. 8 Deconstructive Methodology, 109-177.

¹⁸ Siehe ebd., Kap. 9, A System beyond Being, 177-255.

¹⁹ Ebd., 99.

²⁰ De Boer, „Différance as Negativity“, 598.

²¹ Gasché, *The Tain of the Mirror*, 186.

It is, one could venture to say, an alterity that separates the principle from what it is supposed to account for, and *from itself*, by demonstrating how it is breached by that which it makes possible. It is thus an alterity that represents both a condition of possibility and one of impossibility, of principles and what they justify, that is, *their* Other.²²

Dies ist die Diagnose, derbezüglich Gasché uneingeschränkt zugestimmt werden kann: dass ein Prinzip (etwa: „intrinsic intentionality“, *RM*, 80) von etwas (etwa: sprachlichen Äußerungen) in epistemischer Hinsicht nicht von dem getrennt werden kann, wovon es Prinzip ist, weil nach Derrida sowohl für die Erkenntnis eines Prinzips als auch für die Erkenntnis dessen, wovon es Prinzip ist, dieselben epistemischen Zugangsbedingungen gelten. Dieser Umstand lässt sich als *Argument erkenntnistheoretischer Kontamination* (*AeK*) beziehungsweise *epistemisch-epistemologischer Koimplikation* eigens erarbeiten.²³ Es soll in diesem Unterkapitel erläutert werden und in den folgenden (Unter-)Kapiteln weitere Anwendung finden. Donkel hat dabei klar benannt, was getan werden muss, sodass aus der Diagnose Gasché die richtigen Schlüsse gezogen werden können: Es muss gerade jenem explanatorischen Mangel entgegengetreten werden, den dieser zuvor bei Gasché ausgemacht hat und „by virtue of which the move from constitution to contamination would

²² Ebd., 100.

²³ Das hier präsentierte und im Folgenden ausgearbeitete Argument ist klarerweise von Donkels „Formal Contamination“ inspiriert. Donkel spricht von formeller Kontamination, wenn vorliegend von epistemologischer Kontamination die Rede ist. Donkels kritische Absetzung von Gasché (und Henry Staten) ist ein Hinweis darauf, dass Donkel unter Zuflucht auf den Begriff der Form grundsätzlich richtigliegt (siehe, ebd., 303f.), insbesondere wenn er schreibt: „[W]e must gain an understanding of constitution, and the sense in which constitution is to be identified with contamination.“ (Ebd., 304) Donkel schlägt dazu vor: „[T]he argument for contamination can be most effectively understood as a problematization of form by virtue of the essential structure of form as such.“ (Ebd., 308) Diese Kritik am formellen Charakter philosophischer Argumentationen ist nun aber zunächst als erkenntnistheoretischer Zusammenhang einsichtig zu machen, um diesen dann wieder als Form-Kritik im Sinne Donkels zu explizieren (vgl. Kap. III.4.1).

be made clear“.²⁴ Dies zu klären muss der Anspruch von (*AeK*) sein, wenn hier mit Derrida Philosophie betrieben werden soll, denn „[l]a déconstruction est aussi la pensée *de* cette contamination différentielle – et la pensée prise dans la nécessité de cette contamination“. (*For*, 94)

Für (*AeK*) wird dabei zunächst nur die Annahme vorausgesetzt, dass Erkenntnis kontingent ist (vgl. *DP*, 81f.) – das heißt, dass eine gegebene Erkenntnis ebenso gut nicht hätte stattfinden können. Ihr Eintreten ist weder notwendig noch aus irgendwelchen Gründen unmöglich. Damit unterscheidet sich epistemische Kontingenz von epistemischer Arbitrarität:²⁵ Letztere ist willkürlich, Erstere an Kriterien gebunden. Diese Kriterien sind nun aber gerade nicht mit den Modellen zu verwechseln, die man von dem Phänomenbereich hat, innerhalb dessen man Erkenntnisse erzielt – dies ist in repräsentationstheoretischer Hinsicht im folgenden Unterkapitel herauszuarbeiten (Kap. III.3.2). Vorab kann aber festgehalten werden: Man hat Modelle von einem Phänomenbereich, weil man schon weiß, worauf man sich bezieht. Modelle sind dabei methodische Reflexionen. Das den Modellen inhärierende Wissen – etwa (bewusste oder unbewusste) Annahmen, die zu einer Erkenntnis beitragen; ihre ontologische Theoretizität (vgl. Kap. I.2) – wird in der Erfahrung bestätigt oder nicht (empirische Falsifizierbarkeit). Erst im Anschluss an eine Erfahrung kann aber die Reflexion auf bestimmte Annahmen dergestalt erfolgen, dass diese als Kriterien für die Möglichkeit des Machens einer Erfahrung bestimmt werden können. So muss die Kontingenz von Erkenntnis angenommen werden, um Erkenntnis nicht als Mechanismus des den Modellen innewohnenden Wissens misszuverstehen. Denn dafür, dass etwas

²⁴ Donkel, „Formal Contamination“, 304.

²⁵ In sprachphilosophischer Hinsicht ist dieser Unterschied zuerst von Armen Avanesian gesehen worden. Vgl. Armen Avanesian, Anke Hennig, *Metanoia*. Spekulative Ontologie der Sprache (Berlin: Merve, 2014), 8: „Sprache differenziert das Verhältnis zwischen Denken und Welt. Sie ist nicht, wie es eine Selbstverständlichkeit moderner Sprachtheorie will, arbiträr, sondern mit jedem ihrer Teile in ein ständig sich entwickelndes System eingebunden [...]. Das Prinzip, das sich in ihr bestimmen lässt, ist nicht das der Arbitrarität, sondern das der Kontingenz.“

erkannt wird, gibt es keine Garantie. Mit anderen Worten: Erkenntnis ist nicht notwendig. Dafür lassen sich nun eine Reihe von Beispielen geben.²⁶ Eine Frau sucht etwa ihren Schlüssel. Der Schlüssel liegt neben anderen Dingen vor ihr – nicht weiter als eine Armlänge. Zu erkennen, dass der Schlüssel direkt vor ihr liegt, ist möglich und man möchte meinen: wahrscheinlich. Dennoch kann es ebenso gut sein, dass sie den Schlüssel während ihrer Suche übersieht – möglicherweise bis eine andere Frau kommt, die sofort erkennt, dass sich das gesuchte Objekt direkt vor ihren Augen befindet. Was dieses Beispiel des Nicht-Auffindens eines Alltagsgegenstandes besagt, ist, dass selbst wenn die Informationen, die für eine Erkenntnis relevant sind, der Wahrnehmung potenziell zur Verfügung stehen, es nicht automatisch – das heißt: nicht notwendigerweise – der Fall ist, dass diese Erkenntnis eintritt.

Wenn ein Lehrer seinen Schülern etwas Neues erklärt, so gibt er zunächst im offenen Gespräch mit der Klasse an alle Schüler dieselben Informationen – natürlich werden diese von den Schülern unterschiedlich verarbeitet, da diese etwa durch ihre jeweilige Sozialisation über wiederum unterschiedliche Informationen verfügen. Dennoch sind diese speziellen Informationen, die die einzelnen Kinder haben, nichts, was der Lehrer nicht wieder allen zugänglich machen könnte und gegebenenfalls zugänglich machen wird. Wann nun aber welcher Schüler erkennt, worauf der Lehrer hinauswill, darüber mag der Lehrer zwar gewisse Annahmen haben – etwa wie schnell die Auffassungsgabe eines jeweiligen Schülers im Allgemeinen ist –, dennoch lässt sich dies nicht mit Sicherheit vorhersagen. Die Annahme epistemischer Kontingenz bedeutet also, dass selbst bei Verfügbarmachung tendenziell aller für eine Erkenntnis relevanter Informationen nicht garantiert ist, dass diese Erkenntnis eintritt. Wie bereits Wolfram Hogrebe wusste, machen Informationen allein noch keine Erkenntnis.²⁷

²⁶ Im Folgenden werden allgemeine alltagstaugliche Überlegungen angestellt. Erst im folgenden Unterkapitel sollen aus diesen Überlegungen theoretische Konsequenzen gezogen werden.

²⁷ Dass die Verarbeitung von Informationen bereits ein produktiver Vorgang sein könne, noch ehe dieser Prozess in Erkenntnis münde, dafür

Nun könnte man einwenden, dass in entsprechend einfach gehaltenen Fällen ein informativ-notwendiges Minimum eine hinreichende Bedingung dafür darstellt, um zu einer Erkenntnis zu gelangen. Etwa wenn ich sage, ich bin gerade losgelaufen und mein Gegenüber weiß, dass ich von dort, wo ich losgelaufen bin, bis dorthin, wohin ich unterwegs bin, zehn Minuten brauche. In solchen Fällen könnte man sagen, dass Erkenntnis wie eine Rechenmaschine funktioniere, die bei entsprechender Konzentrationsfähigkeit – und anderen individuellen und daher an dieser Stelle irrelevanten Aspekten, die dieses Funktionieren bedingen, einmal abgesehen – mit Sicherheit in Kürze zu der Erkenntnis kommt, dass ich in zehn Minuten an dem Ort sein werde, zu dem ich unterwegs bin. Man muss sich dann allerdings fragen, ob hier zunächst überhaupt eine Erkenntnismöglichkeit gegeben ist. Man muss fragen, wie also der Raum zwischen (vorliegenden) Informationen und eigentlicher Erkenntnis gedacht ist: ob es in derlei Fällen überhaupt sinnvoll ist, von Erkenntnis zu sprechen.

Denn selektiert man Informationen ausreichend und ist der Weg der Erkenntnis – metaphorisch gesprochen – kurz genug, dann ist Erkenntnis in der Tat unmittelbar gegeben. Dies beschreibt aber einen trivialen Erkenntnisbegriff. Denn wenn mir etwa ein Ball gegen den Kopf fliegt und mir dabei meine Brille von meinem Kopf schlägt, dann kann von einer Erkenntnis, dass meine Brille auf den Boden fällt, nicht eigentlich die Rede sein, da bereits ein Wissen vorliegt, dass Gegenstände, die – wie meine Brille – durch die Luft fliegen, auf lang oder kurz zu Boden fallen. Wenn Informationen dergestalt erkenntnisaffin gegeben sind, das heißt, wenn zu einer sich an die Informationen anschließenden Erkenntnis nichts weiter erforderlich ist als die Anwendung schon bestehender Wissensbestände, dann kann man in der Tat annehmen, Erkenntnis würde unmittelbar gegeben werden – beziehungsweise sie sei unter entsprechenden epistemischen Voraussetzungen notwendig. Dies ist

plädiert Wolfram Högbe ebenso wie für eine „Erkenntnistheorie ohne Erkenntnis“. Vgl. insbesondere Kap. 2 in: Wolfram Högbe, *Metaphysik und Mantik*. Die Deutungsnatur des Menschen. Système orphique de Iéna (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992), 62ff.

insbesondere am Beispiel der Mathematik immer wieder behauptet worden:

Truths of pure mathematics and elementary logical truths have almost (though not quite) universally been held to be necessary. Two and two don't just happen to make four: no other result is so much as possible.²⁸

Derlei Beispiele setzen jedoch schon die Vertrautheit und die Kenntnis von mathematischen beziehungsweise logischen Begriffen voraus – und man könnte der Mathematik und der Logik noch die Geometrie hinzufügen. Für sie scheint Erkenntnis ebenfalls notwendig, worin eben Derridas erkenntnistheoretischer Ausgang von Husserl in seiner *Introduction* zu sehen ist (vgl. Kap. II.3). Zunächst muss aber geklärt werden, wie derlei Erkenntnis (mathematisch, logisch, geometrisch) überhaupt möglich ist, bevor „ $2 + 2 = 4$ “ als notwendig beschrieben werden kann.

Die Annahme epistemischer Kontingenz beschreibt demnach eine nicht-triviale Voraussetzung von Erkenntnis: So muss Erkenntnis bereits als Selektion von Informationen betrachtet werden und nicht erst als das kombinatorische Resultat dieser Informationen – wie es ein bestimmtes Verständnis mathematischer, logischer und geometrischer Probleme nahelegt. Wenn Erkenntnis demnach nicht nur in der Anwendung kombinatorischer Logik besteht, sondern auch in der Informationsselektion, dann scheint eine strikte Trennung von Informationen und Erkenntnis unangebracht. Das Beispiel Ball-fliegt-Brille-fällt wäre dann eher so zu beschreiben: Ich bekomme irgendetwas an den Kopf und irgendetwas passiert sonst noch, aber ich weiß nicht was. Wenn ich hingegen erkannt habe, was ich an den Kopf bekommen habe und was genau passiert ist, dann liegt vergleichsweise schon ein Zustand des Wissens vor. Der solchem Wissen vorgängige, nicht-triviale und kontingente Vorgang der Informationsselektion ist als Erkenntnisprozess aber nötig, um Erkenntnis überhaupt von Zuständen des Wissens zu unterscheiden. Denn wäre Erkenntnis notwendig, so wäre diese immer schon ein Zustand des Wissens; eine positive Beschreibung des Vorgangs des Wissenserwerbs wäre dann unmöglich. Wie Gab-

²⁸ Michael Williams, *Problems of knowledge*. A critical introduction to epistemology (New York: Oxford University Press, 2001), 89.

riel erläutert: „Der Grund dieser Überlegung ist darin zu sehen, dass Bedingungen für Wissen nicht notwendig erfüllt sein können, da notwendig erfüllte Bedingungen gar keine Bedingungen wären.“²⁹ Wenn aber in diesem Sinn Erkenntnis eine Bedingung von Wissen ist, dann muss Erkenntnis kontingent sein.³⁰

Ausgehend von der *Annahme epistemischer Kontingenz*, ergibt sich dann (*AeK*): Wenn die Annahme epistemischer Kontingenz enthält, dass die Unterscheidung von Informationen und Erkenntnis im Wissenserwerb noch nicht feststeht, dann folgt daraus, dass sich auch relevante von irrelevanten Informationen stets erst im Anschluss an eine Erkenntnis unterscheiden lassen. Wenn die *Unterscheidung relevanter von irrelevanten Informationen (Urirl)* dergestalt aber mit einer Erkenntnis einhergeht, dann ist auch Erkenntnis untrennbar mit dieser Unterscheidung verbunden. Dies führt zu folgendem Grundgedanken eines Methodenproblems, das Derrida auf verschiedene Weise artikuliert (vgl. Kap. III.3.2): Wenn (*Urirl*) die Eigenschaft hat, den epistemischen Raum modellhaft zu gliedern – gemäß der Annahme, dass Modelle eine solche Unterscheidung voraussetzen (Kap. III.3.2) –, dann wird unentscheidbar, ob eine Erkenntnis (die Brille ist zu Boden gefallen) aufgrund vorausgesetzter epistemischer Modelle entsteht (Kausalität/Gravitation) oder ob ein jeweiliges epistemisches Modell (Kausalität/Gravitation) erst durch diese Erkenntnis (Brille fällt zu Boden) motiviert worden ist. Dann können Modelle aber grundsätzlich nicht zur Erklärung von Erkenntnis verwendet werden, weil die epistemische Situation dergestalt strukturiert ist, dass überhaupt nicht entschieden werden kann, ob Erkenntnis oder Erkenntnismodelle den Vorrang genießen. Rheinberger spricht der epistemischen Situation daher eine „duale Struktur reziproken Ein- und Ausgreifens“ zu.³¹ Es genügt nicht, die epistemische Situation allein erkenntnistheoretisch zu be-

²⁹ Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt*, 158.

³⁰ Siehe zur Ambiguität des Erkenntnisbegriffs die klärende Erläuterung Gabriels: „Der Erkenntnisbegriff beherbergt gleichsam zwei Komponenten: Einerseits bezeichnet Erkenntnis den Vorgang des Wissenserwerbs und andererseits das Ergebnis dieses Vorgangs, eben Wissen, über das wir verfügen, eine Erkenntnis oder Erkenntnisse, wie man sagt.“ (Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt*, 159)

³¹ Rheinberger, *Iterationen*, 64.

trachten – gerade weil Erkenntnis immer schon als Unterscheidung von relevanten und irrelevanten Informationen auftritt: Erkenntnis ist theoretisch betrachtet immer schon kohärent; aber diese Kohärenz ist – wie ein Akt theoretischer Reflexion zeigt – selbst keine Eigenschaft des Erkannten, sondern der Umstände des Erkennens, wie Rheinberger ausführt:

Es ist letztlich ein Repräsentationsprozeß ohne ultimativen Bezugspunkt und damit auch ohne Ursprung. So paradox es klingen mag, genau dies ist die Bedingung der Mächtigkeit seiner oft zitierten ‚Objektivität‘[...]. In dem, was in einer bestimmten Epoche, einer bestimmten Disziplin, innerhalb eines bestimmten Problemhorizonts für das Wahre gilt, gibt es immer nur die Minimalbedingungen der Kohärenz einer signifikanten Kette, die mit der Würde eines Wissenschaftsobjekts ausgestattet ist. Über die Art der Kohärenz entscheidet der verfügbare Repräsentationsraum, über den Repräsentationsraum das Arsenal von Darstellungstechniken.³²

In diesem Sinne epistemisch-epistemologischer Koimplikation schließt Derrida: „L’origine de la speculation devient une différence.“ (Gr, 55) Derrida schließt also auf die Irreduzibilität der Relation zwischen einer Erkenntnis und demjenigen Zusammenhang, in dem sich diese Erkenntnis darstellen lässt: für eine Unentscheidbarkeit „entre l’actif et le passif“ (Ld, 9), also zwischen aktiv zu erbringender Theorie und der passiven Voraussetzung eines Möglichkeitsraums derselben (vgl. Kap. III.2.3) – weswegen Derrida auch die Bezugnahme auf die französische Wortendung „-ance“ für opportun hält:

Mais, tout en nous rapprochant du noyau infinitif et actif du différer, „différance“ (avec un *a*) neutralise ce que l’infinitif dénote comme simplement actif, de même que „mouvance“ ne signifie pas dans notre langue le simple fait de mouvoir, de se mouvoir ou d’être mù. La résonance n’est pas davantage l’acte de raisonner. Il faut méditer ceci, dans l’usage de notre langue, que la terminaison en *ance* reste indecise entre l’actif et le passif. (Ld, 9)

Nun wäre nichts fataler für die Anwendung dieser Überlegung als daraus wieder ein positives Prinzip, das heißt ein Erkenntnisprinzip

³² Ebd., 24.

erster Ordnung machen zu wollen. Denn als Resultat einer erkenntnistheoretischen Überlegung über die Unmöglichkeit der Prinzipiierbarkeit von Erkenntnis, muss dieses Resultat vorerst als eine meta-theoretische Erkenntnis betrachtet werden, um sie von einer Erkenntnis und einer entsprechenden Theorie erster Ordnung zu unterscheiden. Erst im nächsten Unterkapitel (III.3.2) kann dann gesehen werden, inwiefern dieses Resultat recht bescheiden nicht einmal als Meta-Theorie bezeichnet werden kann.

Den Status dieser Erkenntnis über erkenntnistheoretische Probleme erster Ordnung versteht Derrida in diesem Sinn entsprechend nur nach Maßgabe einer Als-ob-Modalität („la modalité du ‚quasi‘ (ou la fiction logico-rhétorique du ‚comme si‘)“, *Cp*, 510): „Mais il fallait avant tout prendre en compte la possibilité essentielle d'un ‚comme si‘ qui affecte de fictionnalité, de phantasmaticité, de spectralité *possibles* tout langage et toute expérience.“ (*Cp*, 510) Entsprechend sagt Derrida auch von der Wissenschaft der (Ur-)Schrift („archi-écriture“, *Gr*, 83), es verhalte sich mit ihr auch nur so, *als ob* sie in Anspruch nehme, was sie für sich beanspruche, nämlich eine Fundamentalwissenschaft zu sein:

Or celle-ci commande toute objectivité de l'objet et toute relation de savoir. C'est pourquoi ce que nous serions tenté de considérer dans la suite [...] ne donne jamais lieu à un nouveau concept ‚scientifique‘ de l'écriture. (*Gr*, 83)

Entsprechend darf das argumentative Kind nicht mit dem Bade seiner Anwendung ausgeschüttet werden: Denn es geht Derrida gerade nicht um die Formalisierung eines erkenntnistheoretischen Problems, das anschließend Teil eines Systems werden könnte. Gerade alle Versuche, ausgehend von (*AeK*) einen allgemeinen Zusammenhang seiner Anwendbarkeit zu artikulieren – so wie etwa Gasché für die Philosophie der Reflexion oder Jonathan Culler für die Literaturtheorie³³

³³ So der Untertitel in der deutschen Übersetzung: Jonathan Culler, *De-konstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Aus dem Amerikanischen von Manfred Momberger (Reinbek bei Hamburg:

oder Hägglund für den Atheismus³⁴ –, unterminieren gerade dessen Inhalt. Denn dieser besteht, wie Christoph Menke richtig sieht, in einem Widerstreit mit der Anwendbarkeit von einmal erkannten Inhalten.³⁵ Deswegen steht Derridas Philosophie auch für den Versuch, Wiederholung und Alterität in Form einer „logique qui lie la répétition à l’alterité“ (*SEC*, 375) zusammen zu denken (siehe Kap. III.4). Wird diese aber nicht auf jede Anwendung von (*AeK*) selbst bezogen, so ist – bei aller Eleganz der Manöver (Gasché, Culler, Hägglund) – doch grundsätzlich, *erstens*, der philosophiehistorische Unterschied zwischen einer strukturalistischen und poststrukturalistischen Position nicht getroffen. Darauf hat schon Frank hingewiesen: „[E]s ist genau der Begriff des Unkontrollierbaren, den der Neostrukturalismus [Franks Terminus für Poststrukturalismus, *P.F.*] an diesem Punkt in die Debatte wirft.“³⁶ Hingegen kenne „[d]ie ‚Struktur‘ der Neostrukturalisten [...] keine angebbare Begrenzung mehr, sie ist offen, unendlich vielen Transformationen zugänglich und kennt keinen Ehrgeiz auf formale Beherrschung“.³⁷ Dieser Verzicht ist aber gerade dem Umstand einer konsequenten Selbstanwendung von (*AeK*) geschuldet. Wird diese also nicht vollzogen, so ist, *zweitens*, (*AeK*) nur als eine Möglichkeit zu verstehen, der unter bestimmten Bedingungen entgangen werden kann. (*AeK*)

Rowohlt, 1988). Siehe im Original: Jonathan Culler, *On Deconstruction. Theory and Criticism after Structuralism* (Ithaca: Cornell University Press, 1982).

³⁴ „Refuting the notion that there was an ethical or religious ‚turn‘ in Derrida’s thinking, I demonstrate that a radical atheism informs his writing from beginning to end.“ (Hägglund, *Radical Atheism*, 1)

³⁵ „Demnach artikuliere sich in Derridas Aporien nicht ein praktischer Widerstreit, sondern der Widerstreit des Praktischen; das heißt: nicht ein Widerstreit *in* der Praxis [...] – der Widerstreit *in* dem, was wir tun müssen [...], sondern der Widerstreit *mit* der Praxis [...].“ (Christoph Menke, „Können und Glauben. Die Möglichkeit der Gerechtigkeit“, in: Andrea Kern, Christoph Menke (Hrsg.), *Philosophie der Dekonstruktion*. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002), 243–263, 251)

³⁶ Frank, *Was ist Neostrukturalismus?* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984), 35.

³⁷ Ebd., 37.

bezeichnet jedoch *eine erkenntnistheoretische Aporie*, weil die korrekte Selbstanwendung von (*AeK*) zugleich eine potenzielle Veränderung ihres Möglichkeitsraums vorsieht: (*AeK*) ist in diesem Sinn eine Anti-Methode, weil Methodik die Stabilität des Möglichkeitsraums voraussetzt (siehe hierzu: Kap. III.3.2).

Es sei nun abschließend auf die Position Gaschés eingegangen. Wenn (*AeK*) als Explikation der Gaschéschen Diagnose des Derridaschen Werks – in Gaschés Worten: „an alterity that separates the principle from what it is supposed to account for“ – entspricht³⁸ und dieser die Annahme von (*AeK*) folglich teilt, so muss zunächst festgehalten werden, dass er an vielen Stellen den richtigen Schluss daraus zu ziehen scheint, etwa wenn er festhält: „It is, therefore, also incorrect to speak of its [Diagnose/(*AeK*), *P.F.*] interlacing simply as one of founding, grounding, accounting and so on.“³⁹ Doch Gasché versäumt es nicht, den nächsten Satz mit einem „[b]ut“ zu beginnen und noch im selben Absatz folgende Präzisierung vorzunehmen: „*Heterology* means ‚science of‘ or ‚discourse on‘ the Other.“⁴⁰ Damit behauptet Gasché aber etwas grundsätzlich anderes als das, was Derrida – wie gesehen (vgl. *Gr*, 83) – über seine eigene Arbeit aussagt. Trotz dieser offensichtlichen Diskrepanz zwischen Derridas genuinem Anspruch und Gaschés Ausführung desselben fährt dieser fort, gewichtige Begriffe aus Derridas Werk herauszunehmen – wie etwa Spur, Differenz, Supplementarität, Iterabilität, u.a. –, da diese „in a dissymmetrical and heterogeneous relation to what they make possible“⁴¹ stünden und es daher erlauben, auf ein systematisches Verhältnis von Grund und Begründetem zu verweisen – ohne jedoch in einer einmal etablierten Differenz zwischen Grund und Begründetem aufzugehen. Entsprechend scheint Gasché erneut den richtigen Schluss aus diesem Ver-

³⁸ Darauf weist Derrida selbst hin und attestiert Gasché, diesbezüglich eine „puissante interprétation“ (*Cp*, 510) seines eigenen Schaffens zu leisten. Die Mächtigkeit einer Interpretation besagt jedoch noch nichts über ihre Korrektheit. Eben weil diese Interpretation so einflussreich ist, muss sie hier kritisch erörtert werden.

³⁹ Gasché, *The Tain of the Mirror*, 100.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., 175.

hältnis zu ziehen: „Strictly speaking they form no system; therefore their ‚system‘ cannot be formalized.“⁴² Dennoch hält Gasché den damit verbundenen systematisch-wissenschaftlichen Anspruch nicht nur weiterhin für möglich, sondern hält fest:

This antisystematic, fragmentary practice is in no sense radically subversive of the idea of science or of systematicity as characteristic of the philosophical enterprise; it is, rather, a genuine possibility *within* philosophy itself, and it carries out the systematic requirements of philosophy in its own way.⁴³

Gasché sieht selbst die Spannung, in die er sich mit dieser Forderung begibt, wenn er fragt: „[I]s a *science* or *theory* of ‚arche-syntheses‘ possible, since all such science or theory presupposes them?“⁴⁴ Diese Frage muss dabei – da Gasché die Problematizität der eigenen Position erkennt – zunächst lauten: Wie geht Gasché mit dieser Frage um? Nun, er beschreibt den erkenntnistheoretischen Mehrwert, der mit dieser Position verbunden sei: „If one avoids the danger and the almost inevitable temptation of construing heterology as the *truth* of philosophy – that is, as another more true mode of philosophy“.⁴⁵ Dies sei unter Beachtung folgenden Umstandes möglich: „Indeed, such a possibility hinges on the inscription within thought of its structural limitations – limitations that do not result from the deficiencies of the cognizing subject as a finite being.“⁴⁶ Hier ist nun nicht ganz klar, was mit den „deficiencies of the cognizing subject“ gemeint ist, die den „structural limitations“ gegenübergestellt werden. Denn insofern diese „deficiencies“ diejenigen eines „finite being“ sind, sind sie selbst strukturell, insofern Gasché unter „thought“ nicht das Denken eines infiniten Wesens versteht. Dann aber müssen die „structural limitations“ mit den „deficiencies of the cognizing subject as a finite being“ übereinstimmen und können diesen, *ergo*, nicht entgegengesetzt werden. Es sei denn, die Heterologie, die Gasché vorschwebt, wäre nicht ein-

⁴² Ebd., 184f.

⁴³ Ebd., 178.

⁴⁴ Ebd., 100.

⁴⁵ Ebd., 101.

⁴⁶ Ebd.

fach eine Wissenschaft „beyond being“, sondern eine jenseits des „finite being“ – was schwerlich gemeint sein kann. Aber auch der folgende Satz beseitigt diese Mehrdeutigkeit nicht: „Thought, or rather ,thought,‘ would in this manner become able, perhaps for the first time, to think something other than itself, something other than itself in *its* Other, or itself in itself.“⁴⁷ Erneut stellt sich die Frage, was es hier bedeutet, wenn das Denken das Andere seiner selbst denkt? Bedeutet dies, dass das Denken qua Einsicht in die eigene Heterologizität sich in eine Identität (?) oder Homogenität (?) mit der Heterologizität versetzen kann? Wie heterolog wäre diese dann noch? Gasché gibt an dieser Stelle keine weiteren Hinweise, wie er die Frage nach der grundsätzlichen Möglichkeit des Projekts einer heterologischen Wissenschaft mit radikal-empirischer Methode verstanden wissen will.

So erkennt Gasché zwar, Derridas Philosophie erscheine „necessarily [...] contradictory, even irreducibly aporetic“,⁴⁸ gleichzeitig resultiert daraus aber eine Anwaltschaft für Derrida, die zu weit geht, wenn sie die dabei zur Anwendung gelangenden Kategorien als schlicht unzulässig erklärt: „[T]hese categories [Widerspruch, Aporie; siehe vorangegangenes Zitat, *P.F.*], born from philosophy and its logic of contradiction, do not apply here“.⁴⁹ Diese Kategorien über Bord zu werfen, bedeutet aber, auf die Möglichkeit zu verzichten, mit Derrida im kontaminierten Grenzgebiet dieser Kategorien zu navigieren. Der Möglichkeit der Artikulation des Menschen „Widerstreits des Praktischen“ sind dann alle Mittel genommen.⁵⁰ Diese Artikulation ist aber nötig, um Dekonstruktion nicht nur als Methode eines radikalen Empirismus zu verstehen, sondern darin eine Artikulation eines Methodenproblems der Erkenntnistheorie überhaupt zu sehen (Kap. III.3.2). Dazu ist aber ein positives Verhältnis zu Widerspruch und Aporie nötig (Kap. III.3.3) und ein solches kann ausgehend von Gasché nicht artikuliert werden.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., 104.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Vgl. Menke, „Können und Glauben. Die Möglichkeit der Gerechtigkeit“, 251.

Bei Gasché ist dergestalt in nur ungenügender Weise Raum für diese genuine Einsicht Derridas, weil dessen Methode – in Gaschés strategischer Rekonstruktion – ganz an die Einsichten klassischer Bewusstseinsphilosophie Hegelscher Provenienz anzuschließen hat. Der interessierte Leser findet bei Gasché folglich allein ein radikal-empirisches Vorgehen Derridas („a radically empiricist manner“),⁵¹ das Gasché Dekonstruktion nennt, nicht aber eine Ausbuchstabierung einer dieser Methode vorgelagerten, genuin Derridaschen Einsicht.⁵² Diese sollte in diesem Unterkapitel mit der Rekonstruktion von (*AEK*) erläutert werden. Noch aber ist es bei dieser meta-erkenntnistheoretischen Einsicht geblieben, ohne recht zu sehen, wohin diese Einsicht, die einer Rehabilitierung des Empirismus Vorschub leistet, führt.⁵³ Erst die Übertragung dieser Einsicht auf Fragen der Repräsentation eröffnet hier den Zugang zu den zentralen Manövern des Derridaschen *Cœuvres*.

⁵¹ Vgl. Gasché, *The Tain of the Mirror*, 80, 170, 186. Affirmativ dazu allerdings: Jeffrey T. Nealon, „Between Emergence and Possibility: Foucault, Derrida, and Judith Butler on Performative Identity“, in: *Philosophy Today* 40/3 (1996), 430-439, 435.

⁵² Insbesondere Rorty hat sich gegen die transzendentalphilosophische Lesart Gaschés gewandt: „One cannot, as Derrida does, set his face against totalization, insist that the possibilities of recontextualization are boundless, and nonetheless offer transcendental arguments.“ (Richard Rorty, „Two Meanings of ‚Logocentrism‘. A reply to Norris“ (1989), in: Richard Rorty, *Essays on Heidegger and others*. Philosophical Papers, Volume 2 (Cambridge 1991), 107-119, 112)

⁵³ Auf den erkenntnistheoretischen Sonderweg Rheinbergers im Ausgang von Derrida weist Henning Schmidtgen hin: „Als Philosoph, *Grammatologie*- (Mit-)Übersetzer und Molekularbiologe scheint er sich [...] in einer einzigartigen Position gefunden zu haben.“ (Henning Schmidtgen, „*Wissenschaft. Das Labor als Archiv und Maschine*“, in: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hrsg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008), 450-467, 458.) Schmidtgen fährt fort: „An diesem Punkt handelt es sich nicht länger darum, Derridas Schrifttheorie auf bestimmte Inskriptionspraktiken im Labor ‚anzuwenden‘. Rheinbergers Projekt besteht darin, das Wissenschaftsgeschehen insgesamt als Bestandteil der Dekonstruktion zu erfassen.“ (Ebd., 460) Für diesen Sonderweg hat Rheinberger eindrucklich argumentiert: Rheinberger, *Experiment, Differenz, Schrift* (Marburg a.d.L.: Basiliken Presse, 1992) sowie: Ders., *Experimentalsysteme*

III. 3.2. Die Aporie der Repräsentationslosigkeit

Inhalt des Unterkapitels

Mithilfe einiger Unterscheidungen Gérard Granel's sollen zunächst grundsätzliche erkenntnistheoretische Theoreme Derridas in Bezug auf sprachphilosophische Fragen exponiert werden. Diese können sodann unter Bezug auf zeitgenössische Positionen (Dennett, Price) repräsentationalitätstheoretisch expliziert werden. Schließlich gilt es zu zeigen, inwiefern Derridas Schrift-Theorem diese Überlegungen bindelt.

Dass Derridas Einsicht – also das, was man vielleicht einen frühen und prägenden Gedanken nennen könnte – auf die Form eines erkenntnistheoretischen Arguments zu bringen ist, überrascht gerade dann nicht, wenn man der Frage nachgeht, warum er für seine ersten Hauptwerke *De la Grammatologie* (1967) und *L'écriture et la différence* (1967) das Thema der Schrift wählt.

Im ersten Sekundärtext – der von den zwei Vorgenannten und *La voix et le phénomène* (1967) als dem Dritten im Bunde sagt, sie konstituierten „[d]éjà toute une œuvre“¹ und in dem, wie Peeters bemerkt, zum ersten Mal die Adjektive „derriden‘ et ,derridienne“² verwendet werden – weist Granel darauf hin, dass man verstehen müsse, warum bei Derrida eine „nécessité de partir de l'écriture“ bestehe.³ Diese „nécessité de partir de l'écriture“ ergebe sich aus Derridas Kritik am Methodenbegriff der Erkenntnistheorie, der seiner Einsicht epistemisch-epistemologischer Koimplikation (vgl. Kap. III.3.1) nicht hinreichend Rechnung trage. Schrift hingegen taue als metatheoretische Antwort auf das Problem dieser Kontamination, weil Schrift strukturell einer, so Rheinberger, „funktionalen Polyvalenz“⁴ entspreche, die weder transzendental noch em-

und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2006).

¹ Granel, „Jacques Derrida et la rature de l'origine“, 887.

² Benoît Peeters, *Derrida*. Zweite und korrigierte Version (Paris: Flammarion, 2010), 229.

³ Vgl. ebd., 891.

⁴ Rheinberger, *Iterationen*, 12.

pirisch allein zu verstehen sei. Dies gilt es Schritt für Schritt zu rekonstruieren.

Da Granel der erste war, der diese synthetische Einsicht eines erkenntnistheoretischen Problems formuliert hat, das das Derridasche Œuvre durchziehe, muss alle spätere Literatur sich an der synthetischen Kraft der Granel'schen Analyse messen lassen. Aufgabe des vorliegenden Unterkapitels ist es daher auch, die Aktualität des Granel'schen Derrida-Verständnisses herauszustellen,⁵ das über die neuerdings vorgebrachten intelligibilitätstheoretischen Bekundungen Gasché's noch hinausreicht.⁶ Es zeigt sich auch, dass Granel's Analyse Derridas Problematik derart fasst, dass diese mit den Positionen seiner Kritiker kompatibel ist.

Der Ausgangspunkt Granel – was man im Anschluss an seinen Text als erkenntnistheoretischen Schritt (1) betrachten darf – ist dabei das Gegebensein eines Erkenntnisinteresses, also die Absicht etwas zu erkennen. Gemäß (*AeK*) hat dieses Erkenntnisinteresse je schon eine doppelte Ausrichtung: empirisch und transzendental. In empirischer Hinsicht geht es um unmittelbare Erkenntnis, um erfahrbare Erkenntnisinhalte. Im transzendentalen Hinsicht geht es darum, die mittelbaren Voraussetzungen unmittelbarer Erkenntnis zu erkennen. Die transzendente Perspektive konstituiert dabei den Gegenstandsbereich unmittelbarer Erkenntnis, insofern transzendental bestimmte Voraussetzungen je als Voraussetzungen eines bestimmten Bereichs von zu Erkennendem – etwa in Kantianischer Manier: raumzeitlich Gegebenes – zu verstehen sind. Granel nennt dies „le traitement structural des réalités anthropologiques“.⁷ So können beispielsweise mithilfe eines Mikroskops unmittelbar Mikroorganismen erkannt werden; dass es sich dabei aber um Mik-

⁵ Es sei an dieser Stelle erlaubt, auf eine eigene Arbeit zu verweisen: „L'actualité de la critique granelienne de Derrida“, der aus einem Konferenzbeitrag an der Universität Toulouse (*Autour de Gérard Granel*, 12./13. Dezember 2014, Universität Toulouse II – Jean Jaurès) erwachsen und nunmehr verfügbar ist unter: <http://www.gerardgranel.com/autour.html>.

⁶ Vgl. Gasché, „More than a Difference in Style“, 126. Siehe Kap. III.1.

⁷ Granel, „Jacques Derrida et la rature de l'origine“, 891.

roorganismen handelt, weiß man, weil man einen mikroskopisch sichtbaren Gegenstandsbereich annimmt.⁸

Real sind die Inhalte dessen, was man sieht, weil man diese von der Irrealität dessen unterscheidet, was man sieht, wenn man – etwa – seine Handinnenflächen auf seine geschlossenen Augenlider auflegt. So zumindest erläutert Searle den Unterschied der Realität des Sehens von der Irrealität visuellen Bewusstseins:

Close your eyes and put your hand over your forehead, covering your eyes: you will stop seeing anything, but *your visual consciousness does not stop*. Though you do not see anything, nonetheless you have visual experiences, which are *something like* seeing darkness with yellow patches. Of course you do not see darkness and yellow patches, because you do not see anything; but you still have visual consciousness. (*STA*, 3)

Der unmittelbare Bezug auf die Inhalte eines Gegenstandsbereichs unterstellt dabei je ein Modell, mithilfe dessen man sich in die Lage versetzt, auf den entsprechenden Teilbereich der Realität Bezug zu nehmen: etwa ein Modell räumlichen Sehens im Gegensatz zu einem Modell von Sichtbarkeit, das etwa auch die Imagination von Sehen einschliesse (vgl. hierzu auch Kap. II.2).

Analog dazu müsse auch die Sprachphilosophie je schon ein, so Granel, „modèle linguistique“⁹ unterstellen, um überhaupt Sprachphilosophie sein zu können; um überhaupt zu wissen, worauf sie sich bezieht. Man kann dies im Anschluss an Granel als Schritt (2) eines erkenntnistheoretischen Methodenproblems der Sprachphilosophie verstehen (strenggenommen nicht nur der Sprachphilosophie, aber auch der Sprachphilosophie). Dieser Schritt (2) soll dabei im Folgenden als das erkenntnistheoretische Methodenproblem (der Sprachphilosophie) erster Ordnung betrachtet werden (Granel's Schritt 2: *GS2* – beziehungsweise: Methodenproblem erster Ordnung: *MPO₁*). Die bisherige Analyse Granel's lässt sich dabei ohne größere Probleme auf Derridas Kritiker übertragen: So beginnt Searle in *Speech Acts* mit der Aneinanderreihung einiger Fra-

⁸ Vgl. dazu auch Rheinberger, *Iterationen*, 24: „So ist keine Molekularbiologie denkbar ohne die Hochtechnologie der Ultrazentrifugation, Elektronenmikroskope und Röntgenstrukturanalyse.“

⁹ Rheinberger, *Iterationen*, 24

gen – etwa: „How do words relate to the world?“ (*SA*, 3) –, um sodann anzuschließen: „Such questions form the subject matter of the philosophy of language.“ (Ebd.) Noch deutlicher artikuliert dies Habermas: „Könnten wir nicht auf das Modell der Rede Bezug nehmen, wären wir nicht imstande, auch nur in einem ersten Schritt zu analysieren, was es heißt, daß sich zwei Subjekte miteinander verständigen.“ (*TKH*, I, 387)

Sprachphilosophie kommt folglich nicht umhin, ein Modell der Sprache anzunehmen. Dies ist zu Beginn (Kap. I.1) bereits als „method of cases“ eingeführt worden.¹⁰ Dies tut Searle etwa auch, wenn er sich zu Beginn von *Speech Acts* auf die „intuitions of the native speaker“ (*SA*, 15) verlässt: Das Modell des kompetenten Muttersprachlers motiviert bei Searle dergestalt den Gegenstandsbereich seiner sprachphilosophischen Untersuchungen. Die Notwendigkeit des Bezugs auf ein Modell – also (*GS2*) – kann dabei selbst je anti-skeptisch motiviert werden: Denn dem direkten (naiven) Bezug auf die Wirklichkeit, ohne vorab eine Bestimmung des Gegenstandsbereichs durchzuführen, wird der Skeptiker mit der Frage entgegentreten, woher man denn wisse, dass man sich *realiter* auf dasjenige beziehe, auf das man sich zu beziehen meine. Die Frage lautet also: Was garantiert die Realität von Wahrgenommenem, sodass dieses als Erkanntes und nicht vielmehr als Illusion zu betrachten ist? Was also erklärt, in den Worten Campbells, die epistemische Rolle von Erfahrungsgehalten?¹¹

Auch Searle integriert diesen anti-skeptischen Impetus zunächst in seine Konzeption einer sprachphilosophischen Methode, wenn er der Frage nachgeht, „how I know that what I have to say is true?“ (*SA*, 5)¹² Die sprachphilosophische Methodologie antwortet auf

¹⁰ Vgl. Baz, „Recent Attempts to Defend the Philosophical Method of Cases and the Linguistic“.

¹¹ Campbell, „The Role of Sensory Experience in Propositional Knowledge“, in: *Berkeley's Puzzle*, 75-98, 84: „Our problem [...] was to understand how the qualitative character of experience could be responsible for its epistemic role?“

¹² In diesem Sinn stellt Searles Philosophie auch eine Antwort auf die in der Folge Quines diskutierten Probleme – etwa die Unterscheidung synthetischer von analytischen Sätzen – dar. Dies wird insbesondere deutlich

(*MPO*₁) also mit der Einführung modelltheoretischer Repräsentation: Das empirisch Wahrgenommene dient zur Erläuterung realistisch verstandener Fakten. Dies betrachtet Derrida nun als „l'anticipation d'un telos“ (*ED*, 44). Denn problematisch daran ist, dass überhaupt nicht erkannt wird, ob die Faktizität dieses Realismus nun auf Erfahrung oder im Gebrauch eines Modells dieser Erfahrung beruht (vgl. *AzK*). Der Realismus von (*GS2*) ist daher, so Derridas Verdacht, ein teleologischer Realismus, das heißt schlicht: eine Unterstellung von Realität, von der aber gerade noch unentschieden ist, ob sie selbst realitätsgesättigt ist oder nicht. Dabei sind die Vorzüge von (*GS2*) nicht zu verkennen: Denn erst durch die Unterstellung des Modells kann Wahrgenommenes etwas erläutern. (*GS2*) berücksichtigt also je das *Argument der Erläuterbarkeit* von Erkenntnis.¹³

Daran schließt sich auch Prices Unterscheidung zweier Wahrheitsbegriffe an – wobei jener, in dessen Gebrauch ein Bezug auf raum-zeitlich ausgedehnte Objekte bestehe, so Price, „part of a theoretical *explanans*“ sei.¹⁴ Oder anders gewendet: Erst durch das Modell repräsentiert Wahrgenommenes etwas und erst durch diese Repräsentationalität ist ein erkenntnistheoretischer Realismus möglich. Dies nennt Granel, wie bereits gesehen, „le traitement structural des réalités anthropologiques“. Damit wird aber folgende, so Gabriel, „kognitiv relevante Lücke zwischen einer *représentationalen Absicht*, der Absicht, etwas so zu repräsentieren, wie es ist, und einem entsprechenden *repräsentationalen Erfolg*“¹⁵ übersprungen. Denn die epistemische Absicht eines Modells, die Evidenz seiner

im Ausgang von Harman, „Quine on Meaning and Existence, I“ (vgl. Kap. I.2).

¹³ Vgl. Albert Casullo, „Analyticity, Apriority, Modality“, in: Manuel García-Carpintero und Max Kölbel (Hrsg.), *The Continuum Companion to the Philosophy of Language* (London, New York: Continuum, 2012), 228-251, 249: „The Explanatory Argument focuses attention on the explanatory requirements of an adequate theory of knowledge.“

¹⁴ Vgl. Price, „Prospects for global expressivism“, 191.

¹⁵ Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt*, 179. Für einen Überblick über den systematischen Zusammenhang von Skeptizismus und das Problem der Bezugnahme siehe ebendort die Kapitel 2 und 3.

eigenen Annahmen erfolgreich zu repräsentieren, kann nur über den Umweg einer Misslingentheorie dieser Absicht funktionieren.¹⁶ Dafür genügt die modelltheoretische Unterstellung erläuternder Repräsentationalität jedoch nicht, da diese als „explanans“¹⁷ (Price) überhaupt nicht dafür konzipiert ist, der „power of *misrepresentation*“¹⁸ (Dennett) ihrer eigenen theoretischen Bedingungen Rechnung zu tragen. Das Manöver erläuternder Repräsentation (GS2) funktioniert demnach als *eine Realismusmaschine um jeden Preis*. Dies wird insbesondere im Ausgang von Dennetts Rekonstruktion des „classic case of what the frog’s eye tells the frog’s brain“¹⁹ deutlich:

Suppose we provoke a frog into catching and swallowing a lead pellet we toss at it [...]. If we interpret the signal coming from the eyes as „telling“ the frog that there is a fly flying towards it, then it is the eye that is passing mistaken information to the frog, whereas if we interpret that signal as merely signaling a dark moving patch on the retina, it is „telling the truth“ and the error must be assigned to some later portions of the brain’s processing [...]. If we are strenuously minimal in our interpretations, the frog never makes a mistake, for every event in the relevant pathway in its nervous system can always be *de-interpreted* by adding conjunctions (the signal means something less demanding: fly *or* pellet *or* dark moving spot *or* slug of kind *K or...*) until we arrive back at brute meaning,²⁰ where misrepresentation is impossible.²⁰

Erläuternde Repräsentationalität stoppt diesen Prozess naturalisierender De-Interpretation zunächst, indem sie empirischen Gehalten ein Modell unterstellt, das – etwa – bestimmt, was sinnlich gesehen und was imaginativ ergänzt wird, sodass visuelle Erkenntnis *realiter* gegeben ist. Da am Ende aber immer ein Realismus – in diesem Fall – visuellen Erkennens steht, ist die Bestimmung der Grenze zwischen sinnlicher und begrifflicher Wahrheit dieser Erkenntnis je eine Stipulation des Modells. Dieses Modell *etabliert empirische Gehalte als Gegenstände der Bezugnahme auf Realität mithilfe einer*

¹⁶ Vgl. hierzu: Dennett, *The Intentional Stance*, 301f.

¹⁷ Price, „Prospects for global expressivism“, 191.

¹⁸ Dennett, *The Intentional Stance*, 302.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

theoretischen Bestimmung der Grenze zwischen Theorie und Empirie. Derrida nennt dies „ce qui menace métaphysiquement tout structuralisme : cacher le sens dans l’acte même par lequel on le découvre“. (ED, 44)

Deswegen muss die Methode erläuternder Repräsentationalität in einem nächsten Schritt (GS3) den Prozess naturalisierender De-Interpretation wiederum zulassen – allerdings nicht bezogen auf empirische Gehalte (dann wäre man wieder nur an den Punkt gelangt, von dem aus man deinterpretierend begann), sondern als Selbstanwendung auf den Gebrauch des jeweils unterstellten Modells. In diesem Sinn kann es, *pace* Searle, keine *per se* schon epistemisch positive Situation geben (vgl. Kap.III.2.2). Denn ein automatischer Realismus, der blind ist für „misrepresentation“ (Dennett), unterminiert zwangsläufig seinen eigenen realistischen Anspruch. Folglich gilt es den Empirismus des Realismus empirischer Gehalte *auch als kritische Reserve* der jeweils damit zusammenhängenden modelltheoretischen Annahmen zu begreifen, um so den Automatismus dieses Realismus als empirisch rekonfigurabel zu begreifen. Wie gesehen (Kap. III.3.1), unterscheidet Derrida zwei epistemisch relevante Bestände in der Bezugnahme auf Realität, was er auch als Bezugnahme „finalement sans finalité“ (Ld, 7) bezeichnet. Damit meint Derrida *die Unmöglichkeit, die theoretische Bestimmung der Realität in umfassender Weise als Bezug auf Realität zu denken*. Da dieser Bezug mit der Ununterscheidbarkeit zweier erkenntnistheoretischer Bestimmungen einhergeht (vgl. AeK), kann die Realismusmaschine von (GS2) bestenfalls einen partiellen, nicht aber einen totalen Realitätsbezug herstellen.

Es braucht Standards – gemäß (MPO_i): Modelle – jedoch nicht nur, um De-Interpretation anzuhalten, sondern auch um das Anhalten der De-Interpretation selbst anzuhalten, da sich andernfalls die skeptischen Zweifel, die (GS2) motivieren, einfach auf die Wahl der methodischen Mittel übertrügen. Entsprechend weist auch Price darauf hin, dass komplementär zur realitätserläuternden Funktion empirischer Gehalte diese gerade nicht nur repräsentational erläuternd sein dürften (a), sondern zugleich eine Erläuterung der repräsentationalen Praxis selbst leisten müssten (b): „as a feature of our linguistic practice that we want to *explain* – [...] a lingu-

istic *explanandum*.“²¹ Die Darstellung empirischer Gehalte (a) ist somit lediglich eine Teileigenschaft von Repräsentation; Repräsentation muss diese Darstellung zugleich erläutern (b).²² *Materialiter* besteht zwischen beiden Eigenschaften von Repräsentation kein Unterschied. Dieser Unterschied ist allein funktional explizierbar.

Wenn man diese Repräsentationen aber als methodische Maßnahmen, als methodologische Manöver versteht – so wie Granel dies rekonstruiert –, um antirealistischen Einwänden vonseiten des Skeptikers im Bereich der Sprachphilosophie zu begegnen, dann befindet man sich zugleich in der Gesellschaft Brandoms, der festhält: „[S]emantics is inextricably bound up with epistemic issues“.²³ Die Pricesche Verdopplung der Repräsentation ist aber von Derrida nicht nur der Sache nach antizipiert, sondern zugleich als notwendiger Zusammenhang dargelegt worden:

Car ce qui est reflété se dédouble *en soi-même* et non seulement comme addition à soi de son image. Le reflet, l'image, le double dédouble ce qu'il redouble. L'origine de la spéculation devient une différence. (Gr, 55)

Demnach ist die Verdopplung der Repräsentation eine notwendige Eigenschaft von Repräsentation: Sie ist keine „addition“, kein arbiträrer Zusatz zum Modell (dem „reflété“) eines sinnlichen Eindrucks („de son image“), sondern dieses Modell „se dédouble *en soi-même*“. Das Modell ist keine einfache Darstellung, sondern Verdopplung dessen, was es darstellt: Es ist Repräsentation dessen, was es repräsentiert („son image“) *und* seiner eigenen Repräsentation. Um diesen Gedanken zu veranschaulichen, greift Derrida auf konkrete Begriffe der Repräsentation zurück, nämlich Reflex und Bild („le reflet, l'image“). Für diese Begriffe ist kennzeichnend, dass in ihnen das zu sehen ist, was sie als Repräsentationen sichtbar machen. So ist in einem Bild etwa eine Landschaft zu sehen, in einer Spiegelung an der Wasseroberfläche sieht man etwa sich selbst. Aber diese Repräsentationen repräsentieren zugleich sich selbst als

²¹ Price, „Prospects for global expressivism“, 191.

²² Dies motiviert natürlich auch Prices Unterscheidung zweier Formen von Repräsentationalität (vgl. Kap. III.2.1). Vgl. Price, „Two expressivist programmes, two bifurcations“, 36.

²³ Brandom, „Global anti-representationalism?“, 95.

Repräsentierende – sie sind – um sich einer Priceschen Wendung zu bedienen – Erläuterungen dessen, was sie erläutern, indem sie es sichtbar machen: Denn niemand verwechselt normalerweise sein Spiegelbild mit sich selbst oder das Bildnis einer Landschaft mit einer Landschaft. Die Erkenntnis von Repräsentiertem geht dergestalt mit der Erkenntnis des Repräsentierenden einher. Derrida nennt diesen doppelten Erkenntnisvorgang „spéculation“ und was man darin erkenne, sei die Differenz – die Verdopplung – der Repräsentation selbst. Demnach erachtet Derrida eine Lösung von (*MPO*₁) immer schon als ungenügend, weil damit der Komplexität der Spekulation nicht schon Rechnung getragen wird. Spekulation muss aber als der Erkenntnismodus Derridas überhaupt – gerade auch als der Erkenntnismodus empirischer Erkenntnis – betrachtet werden.

Um Realismus und Repräsentation also dergestalt miteinander zu verbinden, dass dieser Verbund nicht nur anti-skeptischen Motiven erster Ordnung folgt – die ihr Beweisziel schließlich unterminieren (*GS2*) –, darf ein jeweiliger Realismus nicht als Notwendigkeit von Repräsentation überhaupt verstanden werden. Es muss vielmehr die Differenz von Repräsentationsmöglichkeiten selbst in den Blick genommen werden, denn Erkenntnis ist Derrida zufolge immer schon das Wechselspiel von repräsentational Erläuterndem und der Vielfalt der Möglichkeiten, Erläuterndes zu repräsentieren (dies kann insbesondere in der Ausführung der Debatte zwischen Derrida und Searle erhellt werden: Kap. III.4). Worum sich Derrida also bemüht, ist eine Antwort oder vielmehr die Empfehlung eines Umgangs mit einem Methodenproblem zweiter Ordnung (*MPO*₂), das diesem Wechselspiel Rechnung trägt.

In diesem Sinne äußert Derrida auch die leicht misszuverstehenden Worte: „Dans ce jeu de la représentation, le point d'origine devient insaisissable. Il y a des choses, des eaux et des images, un renvoi infini des unes aux autres mais plus de source. Il n'y a plus d'origine simple.“ (*Gr*, 54f.) Wenn Derrida behauptet, „[il] n'y a plus d'origine simple“, so bedeutet dies nicht, es gebe keine raumzeitlich ausgedehnten Objekte. Derrida sagt das exakte Gegenteil einen Satz zuvor: „Il y a des choses“. Die Frage also, ob Derrida

ein „textual idealist“²⁴ sei, ist zurückzuweisen.²⁵ In der Ausführung der Debatte mit Searle wird darauf zurückzukommen sein (Kap. III.4).

Was Derrida demnach sagen will, ist, dass es unter den Erkenntnisbedingungen je schon verdoppelter Repräsentation – und diese Verdopplung der Repräsentation gibt es nur, weil es Dinge *realiter* gibt, die allererst repräsentabel sind – kein Modell gibt, das empirische Befunde einfach für sich beanspruchen kann. Stattdessen gebe es, so Derrida, ein „jeu de la représentation“, eine „complicité entre le reflet et le reflété“ (*Gr*, 54). Diese „complicité“ könne auch nicht durch ein repräsentationalitätstheoretisches Manöver zweiter Ordnung aufgelöst werden – etwa indem man die Irrealität einer inferentiellen Ordnung der Sprache als Antwort auf (*MPO*_i) begreife. Dies käme einem Ausschütten des Kindes mit dem Bade gleich: Denn die „complicité“ hat man dann zwar aufgelöst, gibt damit aber zugleich die Erfahrbarkeit realer Dinge auf.²⁶ Wie bereits gesehen (Kap. II.4.1), vertritt Derrida einen ontologischen Anspruch in seiner Sprachphilosophie und die Herausforderung, der er sich stellt, ist gerade diesen Anspruch mit dem erkenntnistheoretischen Problem der Verdopplung der Repräsentation zusammen zu denken. Auch Ferraris spricht, wie bereits erwähnt, in Bezug auf Derridas Werk sehr treffend von einem „rispetto per il reale“.²⁷

Bei diesem „rispetto per il reale“ geht es nun nicht nur darum, zu erklären, wie Realismus möglich ist, da hierfür stets wieder erläuternde Repräsentation veranschlagt würde. Im Sinne solcher Erläuterung erster Ordnung verweist auch Searle auf den Begriff des „Background“ (vgl. Kap. III.2.2), „which gives representations the character of ‚representing something‘“ (*Int*, 159). Damit ist aber der Differenz von Repräsentationsmöglichkeiten wieder nicht Rechnung getragen. Denn recht besehen ist Searles „Background“ ein

²⁴ Mooney, „Derrida’s empirical realism“, 339.

²⁵ Siehe hierzu insgesamt die gute Diskussion bei Mooney, Mooney, „Derrida’s empirical realism“, 346.

²⁶ Diese Konsequenz scheint Brandom nicht zu beeindrucken: „‘Experience’ is not one of my words – literally: it does not occur in *Making It Explicit* (Brandom 1994), which contains many words.“ (Brandom, „Global anti-representationalism?“, 91)

²⁷ Vgl. Ferraris, *Ricostruire la Decostruzione*, 39.

Modellbegriff erster Ordnung (vgl. Kap. III.2.2), der auf Probleme zweiter Ordnung antworten will. Die Frage muss demgegenüber aber lauten: Wie kann der Differenz von Repräsentationsmöglichkeiten Rechnung getragen werden, ohne für diese Differenz einfach wieder ein weiteres Modell einzuführen?

Formal gesehen sucht man hier nach etwas, das, *erstens*, nicht totalisierbar ist, weil es, *zweitens*, irreduzibel differentiell ist und, *drittens*, erkannt werden kann (das also als „*explanans*“ oder „*explanandum*“ einer Theorie dienen kann) und zwar immer wieder anders (folgt aus *zweitens*), weswegen es zugleich nicht totalisierbar ist (siehe *erstens*). Es folgt somit aus Derridas Theoriebedingungen ein positiver epistemischer Anspruch, der aber nicht totalisierbar ist – und folglich weder für die Formulierung eines Modells noch einer geordneten Ontologie taugt.

Das Festhalten an einem nicht-totalisierbaren und dennoch positiven (zugleich empirischem und transzendentelem) epistemischen Anspruch bestimmt Derrida nun als „question sur l'écriture“ (*Ld*, 4). Denn Schrift, so Derridas Überlegung, sei nicht umfassend repräsentabel unter den Bedingungen gesprochener Sprache. Da Sprachphilosophie jedoch weitgehend – Derrida sieht hier „un énorme préjugé“ (*Ld*, 5) am Werk – gemäß dem Modell gesprochener Sprache, das heißt als „écriture phonétique“ (ebd.), gedacht werde, reflektiere die gängige Sprachphilosophie nur ein Methodenbewusstsein von (*MPO*): „L'écriture dite phonétique ne peut, en principe et en droit, et non seulement par une insuffisance empirique ou technique, fonctionner qu'en admettant en elle-même des 'signes' non phonétiques (ponctuation, espacement)“ (*Ld*, 5).

Der Unterschied zwischen Schrift und gesprochener Sprache sei also etwas, dem das Modell gesprochener Sprache nicht Rechnung tragen könne. Dies liege daran, so Derrida, dass bereits das Modell gesprochener Sprache als Modell der Sprache fehlgeleitet sei. Denn gesprochene Sprache sei schon angewiesen auf das, was nicht gesagt werde (etwa: Punktierung, empirische Verräumlichung des Redeflusses): „La différence qui fait lever les phonèmes et les donne à entendre, à tous les sens de ce mot, reste en soi inaudible.“ (*Ld*, 5) Die Intelligibilität/Sinnlichkeit (vgl. Kap. III.3.1) von Sprache bestehe also in dem, was hörbar sei *und* in dem, was nicht hörbar sei.

Sie bestehe in einem „espace étrange [...] *entre parole et écriture* [au sens courant]“ (*Ld*, 5). Da aber grafisch auch das Nicht-Hörbare repräsentiert werde, müsse Schrift – in einem nicht ausschließlich im Sinne phonetischer Theoretizität gedachten Sinn – als Repräsentation von Sprache gelten: „S’il n’y a donc pas d’écriture purement phonétique, c’est qu’il n’y a pas de *phonè* purement phonétique.“ (*Ld*, 5) Schrift ist somit der Name für die Verdoppelung der Repräsentation (*GS3*). Schrift wird dadurch für Derrida zum Paradigma von Sprache, um aufzuzeigen, dass Sprache nicht nur Repräsentation von etwas ist, sondern zugleich Repräsentation von Repräsentation.²⁸

Sprachphilosophisch folgt daraus, Sprache von der Schrift her zu denken, weil auch gesprochene Sprache strukturell schon Schriftlichkeit voraussetzt. Das hierbei bearbeitete Problem besteht nun nicht nur darin, dass etwas an die Stelle des zu untersuchenden Objekts (Sprache) getreten ist, das diesem nicht entspricht (gesprochene Sprache). Dieses Methodenproblem erster Ordnung ließe sich durch eine bessere Methode zweifellos korrigieren (vgl. *GS2*). Aber das Methodenproblem zweiter Ordnung, das Derrida mit der „question sur l’écriture“ aufwirft, besteht darin, dass Sprache weder gemäß dem Modell gesprochener Sprache noch des Modells verschriftlichter Sprache alleine Rechnung getragen werden kann. Es bedarf also erneut einer naturalisierenden De-Interpretation (*GS3*): Denn Sprache ist gerade als der Zwischenbereich „*entre parole et écriture*“ zu verstehen, während die Modelle jedoch, mit denen allererst Bezugnahme auf diesen Bereich möglich ist (*GS2*), stets nur den Gegensatz zueinander auszudrücken vermögen – ohne den Bereich zwischen ihnen in epistemisch positiver Weise zu kennzeichnen.

Die (sprachphilosophischen) Modelle (*GS2*) nehmen demnach eine zunächst negative Kennzeichnung von einem Erkenntnisgegenstand vor, der erst anschließend positiv bewertet werden kann (*GS3*). Ihnen kann Realität nur in einem eingeschränkten, heuristi-

²⁸ Vgl. Fish, „With the Compliments of the Author“, 213: „In this characterization, writing and language become too powerful for assimilation by the classical view in which writing ‚stands in‘ for an absent present of which it is a mere representation [...]“.

schen Sinn zugeschrieben werden, weil erst der Repräsentation zweiter Ordnung als Repräsentation erläuternder Repräsentation eine Bezugnahme auf denjenigen *Zwischenbereich von Theoretizität* gestattet, der zunächst nur negativ, das heißt nur als Gegensatz gefasst werden kann. Die Erläuterung des Erläuternden fasst dann den Zwischenbereich derjenigen Theoreme positiv, die in einem ersten Schritt (GS2) negativ einen empirischen Bereich abgesteckt haben – etwa den zwischen Schrift und gesprochener Sprache. Dies kann mit Derrida nun ein *empirisches Vagabundieren* (vgl. „errance empirique“, *Ld*, 7) genannt werden. Es ist empirisch, weil erläuternde Repräsentationalität im Hintergrund steht, aber es ist ein Umhergehen zwischen empirischen Bezügen, weil nur so der Bereich zwischen der je schon vereinseitigenden Theoretizität der Bezugnahme auf empirische Realität neutralisiert, das heißt beständig empirisch deinterpretiert werden kann, wobei jede Deinterpretation zugleich eine neue Interpretation produziert, die ein erneutes empirisches Vagabundieren notwendig macht. Das empirische Vagabundieren ist somit, recht besehen, ein empirisch-theoretisches Vagabundieren.

Es scheint geboten, dieses Vagabundieren zugleich als Derridas Methode, als Dekonstruktion, zu betrachten. Immerhin hat Derrida diese Analyseform auf die Sprache angewandt, indem er nach der Schriftlichkeit gesprochener Sprache gefragt hat. Dies erläutert Granel folgendermaßen:

Pourquoi l'écriture? Parce que l'écriture ici encore est la façon de résister au langage. Mais le langage n'est plus considéré maintenant comme l'objet de la linguistique; il est considéré comme le *milieu* (à la fois l'élément et le centre) de la métaphysique.²⁹

Sprache ohne Schriftlichkeit sei also ein „milieu (à la fois l'élément et le centre) de la métaphysique“. Denn der Bezug auf Sprache („le langage comme l'objet de la linguistique“) bedeutet, wie bereits gesehen, schon die Verdopplung eines Bezugs: empirischer Bezug *und* dazugehörige Theoretizität. Granel spricht hier von „milieu“, wäh-

²⁹ Granel, „Jacques Derrida et la rature de l'origine“, 893.

rend Derrida von „complicité“ spricht – auch Brandom hält vergleichsweise fest: „Meaning (like representation) is a *theoretical* notion.“³⁰ Das adressierte Problem ist jedesmal, dass eine empirische Wissenschaft (der Sprache) ihre eigene Theoretizität auch nachträglich nicht einsehen kann, wenn sie zwischen Annahmen über ihren Untersuchungsgegenstand und einer mit diesen Annahmen nicht-identischen Bezugnahme auf diesen Untersuchungsgegenstand nicht unterscheidet. Dies hat Derrida auch an späterer Stelle hervorgehoben:

Elle assigne un domaine, un territoire ou un champ à un questionnement, à une recherche, à un savoir. Tout cela s'ordonne à un objet thématique, [...] dont l'identification est présupposée par l'unité en principe clôturable de cet espace [...]. (*Ap*, 77)

Wird nun aber auf die Einebnung dieses Unterschieds nicht methodologisch reflektiert – worum sich Derrida bemüht –, so findet eine ungerechtfertigte Ausweitung der Untersuchungsmittel auf den Untersuchungszweck statt. Dieser Zweck ist dann aber kein Teil der Realität mehr, den es nur zu untersuchen gilt, sondern er wird *durch die methodische Indifferenz von Mittel und Zweck zugleich totalisiert*, insofern es kein von ihm unabhängiges Mittel mehr gibt, um auf ihn Bezug zu nehmen. Es wird mithin alles Sprache – wenn Sprache das zu untersuchende Objekt ist – und eine Untersuchung, die ihrer eigenen Differenz als Methode (Methode vs. Objekt) nicht eingedenk ist, ist nach Granel's polemischer Zuspitzung eine „*langage-sur-le-langage*“.³¹ Eben dies sei aber, so Granel, Metaphysik:

[C]e traitement de toute réalité comme ‚langage‘ est la forme propre sous laquelle s'accomplit le projet contemporain d'une succession de la métaphysique en tant qu'institution et développement d'une ‚science‘.³²

Vor diesem Hintergrund müsse man, so Granel, Derridas Bemühen um die Gewinnung eines Schriftbegriffs sehen, der durch seine offensichtliche Differenz zum Begriff der Sprache dazu in der Lage sei, eine *intra*-theoretische – und eben deswegen empirische – Dif-

³⁰ Brandom, „Global anti-representationalism?“, 110, Fn. 22.

³¹ Granel, „Jacques Derrida et la rature de l'origine“, 892.

³² Ebd., 891.

ferenz zu etablieren. Dazu müsste freilich gezeigt werden, dass sich Schrift im Gegensatz zu Sprache nicht totalisieren lasse, weil sie in einer solchen Weise Voraussetzung von Repräsentation sei, dass sie selbst nicht *totaliter* repräsentabel sei, da das Modell gesprochener Sprache gerade im Primat der Repräsentabilität bestehe, Schriftlichkeit jedoch dasjenige sei, „qui passe aussi l'ordre de l'entendement“ (*Ld*, 4). Eben weil sich ein notwendiger Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Funktionen von Repräsentation nicht intrinsisch motivieren lässt, geht Derrida zunächst, so muss man ihn hier deuten, von einer ontologischen *Repräsentationslosigkeit* aller in epistemischer Absicht vollzogenen Repräsentationen aus. Schrift wäre dergestalt die ontologisch neutralisierende Subtraktion der vom Skeptiker je vermuteten Irrealität jener repräsentationalen Praktiken, die jede Bezugnahme auf Realität auszeichnen. Ohne ein solches Schrift-Theorem wäre jegliche sprachphilosophisch relevante Theoretizität schon ontologisch voreingenommen. Ebendies zeigt Derrida – etwa in kritischer Auseinandersetzung mit Rousseau in der *Grammatologie*, mit Condillac in *Signature Événement Contexte*, mit Husserl in *La voix et le phénomène* und schließlich mit Searle in *Limited Inc.*

Derridas Philosophie kann dabei als Analyse der Koimplikation einer möglichen Bezugnahme auf Wirklichkeit durch Modelle und einer unmöglichen Bezugnahme auf diese ohne Modelle verstanden werden – ohne dabei die unmögliche Bezugnahme ohne Modelle der möglichen Bezugnahme durch Modelle einfach unterzuordnen. Im Gegenteil besteht die genuin Derridasche Einsicht darin, dass sich der modellhafte Bezug auf Wirklichkeit nur in Auseinandersetzung mit der *intrinsischen Modelllosigkeit der Welt* konstituiert. Aber eben die Rolle der Modelllosigkeit bei der Konstitution von Modellen – überhaupt: die Existenz einer solchen – ist dasjenige, wofür jede Methode blind ist und deswegen *theoretisch einseitig* verfährt.

Dabei kontaminiert die Modelllosigkeit, so der Gedanke, auf methodisch gerade nicht kontrollierte Weise die Konstitution des Modells (weil letzteres eines Gegensatzes bedarf), insofern der unmittelbare Weltbezug – methodisch unmöglich – den Raum möglicher Informationen überhaupt (relevanter wie irrelevanter) dar-

stellt (Kap. II.3.1). Die als relevant erachteten Informationen konstituieren sich folglich vor einer unbestimmten Menge irrelevanter Informationen, deren Konstitution je *methodisch* erfolgt. Die Modelllosigkeit der Welt ist somit die Voraussetzung jeder modellhaften Bezugnahme auf diese. Dass dabei der skeptische Impuls, das heißt die Forderung nach Beachtung der Modelllosigkeit der Welt, nicht zwingend zu einer skeptischen Position führt, darauf weist auch – zwar nicht auf Derrida bezogen – Gabriel hin, wenn er festhält: „Die These von der möglichen Unmöglichkeit von Wissen muss man dabei so verstehen, dass die Bedingungen der Möglichkeit von Wissen zugleich auch die Bedingungen seiner Unmöglichkeit sind.“³³

Denn effektiv, dies bestreitet Derrida nicht, ist methodisch kontrollierte Bezugnahme ohne ein Modell solcher Bezugnahme nicht möglich. Derrida spricht hier von einer „frontière [...] *anthropologique*“ (*Ap*, 77). Dann ist also ein Verständnis von Realität ohne derlei Modelle unmöglich. Diese Modelle sind aber nur möglich unter Voraussetzung von Realität („logique de présupposition“, *Ap*, 57) – diese Voraussetzung ist aber wiederum unmöglich (im Sinne methodisch kontrollierter Bezugnahme) ohne entsprechende Modelle. Auf die Qualität methodisch kontrollierter Bezugnahme zu verzichten, hieße aber, dem Skeptiker das Feld zu überlassen. Folglich ist Wissenskstitution stets durch Annahmen (auch Modelle und Versuchsanordnungen) kontaminiert, die gerade noch nicht im Hinblick auf das zu erwerbende Wissen getestet wurden. Dieser Umstand kommt auch in Rheinbergers Erkenntnis zum Tragen,

daß weder die allgemeinen Vorgaben eines institutionellen Rahmens noch die ursprüngliche Formulierung eines Forschungsprogramms, noch die bloße Einführung einer neuen Technologie festlegen, welche Richtung ein Forschungsprogramm nimmt und welche wissenschaftliche Produktivität es schließlich entfaltet. [...] Es gibt kein hinreichend komplexes Experimentalsystem, das seine eigene Geschichte im Voraus erzählen könnte.³⁴

³³ Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt*, 158.

³⁴ Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, 38f.

Rheinberger leitet daraus die Aufgabe ab, „dem beweglichen Verhältnis zwischen epistemischen und technischen Momenten im Forschungsprozeß gerecht zu werden“.³⁵ Deswegen wendet sich Derrida gegen all jene, die meinen, das Methodenproblem der Erkenntnis sei mit *einer* Methode zu lösen. Für Derrida ist die Methoden-Differenz hingegen das unaufhebbare Problem einer jeden Methodologie.

Derrida unterscheidet zwei Weisen, mit diesem Problem umzugehen. Nur die eine produziere eine „*clôture problématique*“ (*Ap*, 77), weil sie die Methoden-Differenz nicht als ausweglose, das heißt aporetische Notwendigkeit der Realität anerkenne, sondern versuche „de purifier une telle opposition démarcatrice de tout contamination, de tout partage participatif“ (*Ap*, 78). Die Unmöglichkeit (Aporie) eines *einzigen* methodisch-gesicherten Zugangs zu Realität ist gerade dasjenige, was Derrida in einem zweiten Schritt je als Möglichkeit einer Bezugnahme auf Realität begreift – deren Sinn in dieser Arbeit anhand des Kontextbegriffs und in Auseinandersetzung mit dem Realitätsbegriff Searles eigens zu erläutern ist (Kap. III.4.3):

[I]l n’y a jamais eu que des suppléments, des significations substitutives qui n’ont pu surgir que dans une chaîne de renvois différentiels, le ‘réel’ ne survenant, ne s’ajoutant qu’en prenant sens à partir d’une trace et d’un appel de supplément, etc. (*Gr*, 228)

Entsprechend bedeutet die Anerkennung der damit verbundenen Aporietizität auch kein Schweigen, sondern ist je produktiv.³⁶ So darf bei allen positiven Unternehmungen der Derridaschen Philosophie – als frühes positives Thema: Schrift; später dann die

³⁵ Ebd., 31. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus folgendem Umstand: „Am Anfang biologischer Forschung steht also die Wahl eines Systems und mit ihm eines gewissen Spektrums von Operationen, die man mit und in ihm ausführen kann.“ (Ebd., 21)

³⁶ So auch Glendinning: „But this is of course the ordinary as Derrida thinks it. It is part of the iterable structure of language in general that it is indefinitely open to future contingencies which are *a priori* illimitable by an essential definition – and as such our language ‘de-essentializes’ itself as it were.“ (Glendinning, „Inheriting ‚Philosophy‘“, 32)

ethisch-politischen Gehalte wie (Gast-)Freundschaft, Gerechtigkeit, etc. –, nicht vergessen werden, dass diese in entscheidender Weise durch eine aporetische Erfahrung gekennzeichnet sind, die aber zugleich eine produktive Erfahrung,³⁷ eine kreative Erfindung ist – was Derrida in *Psyché* erläutert:

L'intérêt de la déconstruction, de sa force et de son désir, si elle en a, c'est une certaine expérience de l'impossible: c'est-à-dire, j'y ferai retour à la fin de cette conférence, *de l'autre*, l'expérience de l'autre comme invention de l'impossible, en d'autres termes comme la seule invention possible. (*Py*, 27)

Vor diesem Hintergrund ist also auch Derridas frühe Zuwendung zum Thema der Schrift zu sehen. Dabei fragt Derrida nach der Schriftlichkeit von Sprache im Sinne der „errance empirique“ (*Ld*, 7). Dafür ist zunächst die Annahme leitend, dass Schrift sich nicht auf die Form einer Totalität bringen lasse, die jedoch für den modelltheoretischen Bezug auf einen in sich bestimmten Gegenstandsbereich nötig wäre. Schrift sei fälschlicherweise mit der Totalität des Buchs verwechselt worden: „L'idée du livre, qui renvoie toujours à une totalité naturelle, est profondément étrangère au sens de l'écriture.“ (*Gr*, 30) In diesem Sinn fährt Derrida fort, Schrift und methodische Mittel – wie etwa dasjenige des Buchs –, die je schon als in sich bestimmter Gegenstandsbereich gedacht werden, zu unterscheiden:

Une place est faite, dans cet essai [*De la grammatologie*, *P.F.*], en droit, à une telle enquête positive sur les bouleversements actuels des formes de communication, sur les nouvelles structures qui, dans toutes les pratiques formelles, dans le domaine de l'archive et du traitement de l'information, réduisent massivement et systématiquement la part de la parole, de l'écriture phonétique et du livre. (*Pos*, 22)

³⁷ Zumindest in Bezug auf Derridas ethisch-politische (Spät-)Philosophie ist erkannt worden, dass diese Aporizität produktiv ist. So besteht für Honneth ein interner Zusammenhang zwischen der „Unlösbarkeit“ eines Konflikts und seiner „Produktivität“ (vgl. Honneth, „Das Andere der Gerechtigkeit“, 165).

Die Schriftlichkeit der Sprache, die Derrida hier im Sinn hat, ist aber etwas ganz anderes als die Einfachheit derjenigen kommunikativen Modelle, auf die diese Schriftlichkeit reduziert wird: „parole“, „écriture phonétique“, „livre“ – und es ließe sich vorgreifend anschließen: Sprechakt (Searle) und Diskurs (Habermas). In diesem Sinne hält auch Michael Wetzel fest:

Was beim Dekonstruieren eben nicht vollzogen werden soll, ist das Überschreiten der Grenze in Richtung auf ein Jenseits ursprünglichen Bedeuten, das mit einem Ankommen der Sinnsuche rechnet. Anders ausgedrückt: Dekonstruierend soll eine Erfahrung der Grenze als *Medium* vermittelt werden [...]. Nur in dieser Weise einer Unentscheidbarkeit des Ziels als *Aufgabe* des Suchens realisiert sich für Derrida eine philosophische *Verantwortung* als Bereitschaft des immer wieder neu sich formierenden und formulierenden Antwortens auf die sich ständig auf andere und unvorhersehbare Weise stellenden Fragen.³⁸

Derrida beginnt die Exposition dieses Zusammenhangs nun mit der Einführung des Buchstabens „a“ in die Schreibweise des Wortes „différance“, also „différance“ (vgl. *Ld*, 3). Da man diesen Unterschied zwischen der orthografischen „différance“ und dem Neologismus „différance“ nicht hört, bringt Derrida, so Welsch, „nicht nur thetisch, sondern auch faktisch die phonetisch nicht faßbare Eigenart der Schrift zum Ausdruck.“³⁹ Der Unterschied zwischen Sprache und Schrift ist in diesem Sinn nicht hörbar, sondern lasse sich eben nur schriftlich repräsentieren; er sei eben „différance“. Dergestalt verdeutlicht Derrida, die auf die eigene – je kontingente (Kap. II.4.1) – Repräsentationalität Bezug nehmende Funktion von Repräsentation beziehungsweise von Schrift als einem paradigmatischen Fall derselben.

Nun spielt dabei aber insbesondere auch die Semantik des Verbs „différer“ eine wichtige Rolle, um Schriftlichkeit im Sinne der intratheoretischen „différance“ zwischen Sprache und Schrift zu er-

³⁸ Michael Wetzel, *Derrida* (Stuttgart: Reclam, 2010), 12.

³⁹ Wolfgang Welsch, *Vernunft*. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1995), 263.

fassen. Dieses hat zunächst zwei Bedeutungen: verschieden sein, das heißt nicht identisch sein und aufschieben, verschieben (vgl. hierzu insgesamt: *Ld*, 8).⁴⁰ Das zeitliche Verschieben fasst Derrida dabei auch als Repräsentation etwa dessen, was man tun wollte, aber bisher nicht tun konnte:

Différer en ce sens, c'est temporiser, c'est recourir, consciemment ou inconsciemment, à la médiation temporelle et temporisatrice d'un détour suspendant l'accomplissement ou le remplissement du „désir“ ou de la „volonté“, l'effectuant aussi bien sur un mode qui en annule ou en tempère l'effet. (*Ld*, 8)

Dieses Aufschieben ist aber zugleich eine Verräumlichung, insofern sich das Aufgeschobene nur als Differenz zu dem denken lässt, was ursprünglich (zu tun) war. Der Zusammenhang dieser beiden Raum-Zeit-Koordinaten konstituiert aber bereits weitere Eigenschaften, die wiederum für Schriftlichkeit konstitutiv sind: „répétition, intervalle, distance, *espacement*.“ (*Ld*, 8). Innerhalb eines solchen Intervalls produzierten sich weitere Elemente als „Pluralität von Unterschiedenem (différents)“ sowie als „deren polemisches Verhältnis (differends)“ zueinander.⁴¹ Im Bündel – Derrida selbst spricht von einem „faisceau“ (*Ld*, 3) – dieser Eigenschaften sieht Welsch eine „kohärente Konfiguration“, bei der gerade „das Moment des *Aufschubs*, [...] das wichtigste Teilmotiv“ sei, und das insbesondere dazu geeignet sei, „das Spezifische der Schrift“ zum Ausdruck zu bringen.⁴²

Dabei ist sich Derrida durchaus darüber im Klaren, dass Schrift als einer theoretischen Größe in wissenschaftlicher Hinsicht limitiert ist (weil sie selbst nur als Meta-Modell (*GS3*) modellhaften Bezugs (*GS2*) zu verstehen ist):

De la grammatologie est le titre d'une question: sur la nécessité d'une science de l'écriture, sur les conditions de possibilité, sur le travail critique qui devrait en ouvrir le champ et lever les obstacles épistémologiques; mais question aussi sur les limites de cette science. (*Pos*, 22)

⁴⁰ Vgl. auch ebd., 262.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl., bes. ebd. 262f.

Um sich des Verdachts zu entziehen, selbst einer derartigen unzulässigen Prinzipiierung mit der Einführung seines Schrift-Begriffs Vorschub zu leisten (Schrift als Prinzip der Sprache = *Grammatologie*), hebt Derrida hervor, dass es sich bei dem, was er Ur-Schrift nennt, keineswegs um die Einführung eines neuen Prinzips handle, das in den positiven Bestand einer Wissenschaft überführt werden könne: „Cette archi-écriture, bien que le concept en soit appelé par les thèmes de l’arbitraire du signe et de la différence, ne peut pas, ne pourra pas jamais être reconnue comme *objet* d’une science.“ (Gr, 83) Folglich ist der Einsatz der Schrift (als Mittel zur Untersuchung der Sprache) nicht als Alternative zu einer Verdoppelung des zu untersuchenden Gegenstands zu verstehen, sondern als Konsequenz aus deren Unumgänglichkeit. *Theoretisch* gesehen ist der modellhafte Bezug auf Realität *notwendig*, *empirisch* gesehen ist die Inanspruchnahme eines bestimmten Modells (etwa: Sprechakte, Diskurs) *kontingent*.⁴³

Bevor dergestalt dieses Unterkapitel abgeschlossen werden kann, muss jedoch zunächst die Frage beantwortet werden, warum Derrida den Begriff der Schrift ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht weiterverfolgt hat. Dabei ist sich die Forschungsliteratur nicht ganz eins, ob der spätere Derrida nur nicht mehr von Schrift spricht, aber immer noch derselben Problematik verpflichtet sei oder ob er mit neuen Themen auch tatsächlich eine neue und andere Problematik meine. Dies scheint etwa Susanne Lüdemann anzunehmen, wenn sie mit der Veröffentlichung von *Force de Loi* einen „Wendepunkt“ im Denken Derridas erreicht sieht.⁴⁴ Dem widerspricht allerdings die italienische Forschungslinie: So geht Mario Vergani – ganz im Sinne der vorliegenden Arbeit – davon aus, dass Derridas frühe Metaphysikkritik einen notwendigen Passus auf dem Weg hin zu den späteren ethisch-politisch geprägten Arbeiten darstellt: „La riflessione etico-politica viene così rilanciata passando per la fatica dell’immenso *détour* che attraversa la decostruzione

⁴³ Dazu erneut: Avanessian, Hennig, *Metanoia*, 8; vgl. Kap. II.3 der vorliegenden Arbeit.

⁴⁴ Vgl. Susanne Lüdemann, *Jacques Derrida. Zur Einführung* (Hamburg: Junius, 2011), 97.

della metafisica della presenza e del proprio.“⁴⁵ Auch Ferraris schließt sich dem an: „Con gli anni Ottanta, si può dunque parlare di un cambio di registro in Derrida, che però, al solito, non investe esplicitamente e clamorosamente il pensiero, bensì le sedi e i temi in cui si applicano acquisizioni già presenti e attive.“⁴⁶ In jedem Fall scheint es also fraglich zu sein, ob Derrida durch den Wechsel der Themen von seinem Schrift-Verständnis abgelassen hat. Eher ist anzunehmen, dass sich das Thema der Schrift in neue Themen transformiert hat, die jedoch wieder vor demselben methodologischen Zusammenhang zu betrachten sind.⁴⁷

Um Derridas Position nachzuvollziehen ist es also ratsamer, sich zu fragen, warum er dieses Schriftverständnis entwickelt hat. Denn was Granel abstrakt als Derridas Metaphysikkritik beschrieben hat, ist gerade jene skeptische Frage – der zugleich die Voraussetzung dafür ist, dass der Skeptizismus in reiferen Formen des Natürlichen Realismus schließlich überflüssig wird (vgl. Kap. II.2) –, ob der Bezug auf Realität überhaupt so, das heißt in latenter Anti-Skepsis, möglich ist, wie dies in einer ganzen Reihe philosophischer Werke angenommen wird (Condillac, Saussure, Husserl, etc. – aber eben auch: Searle, Habermas). Diese sprachphilosophischen Werke belassen es jedoch bei einer Perspektive von (*MPO*). Entsprechend nennt Salanskis Derridas Position einen „scepticisme généralisé à l'égard du propre“,⁴⁸ das heißt einen Skeptizismus hinsichtlich des Anwendungsbereichs eines formalisierten Erkenntnisparadigmas. Schrift ist der Name für diesen Skeptizismus, der nicht aus einem Skeptizismus erster Ordnung motiviert ist – der Modelle für Erfahrung fordert –, sondern der die Modellhaftigkeit selbst in Frage stellt, es aber nicht bei dieser Negativität belässt, sondern diese em-

⁴⁵ Mario Vergani, *Jacques Derrida* (Mailand: Mondadori, 2000), 116.

⁴⁶ Ferraris, *Introduzione a Derrida* (Bari: Laterza, 2008), 91.

⁴⁷ In dieser Hinsicht sei auch auf den von Hans-Dieter Gondek und Bernhard Waldenfels gemeinsam verfassten Aufsatz „Derridas performative Wende“ verwiesen, der auf instruktive Weise „einen Eindruck [...] von der Weite des Derridaschen Denkens“ vermittelt. Vgl. Hans-Dieter Gondek, Bernhard Waldenfels, „Derridas performative Wende“, in: Dies. (Hrsg.), *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997), 7-18, 9.

⁴⁸ Salanskis, „Déconstruction et linguistic turn“, 49.

pirisch vagabundierend (siehe dazu die Ausführung in Kap. III.4) überschreitet. Schrift ist somit der Versuch beide Forderungen zusammenzuführen: Die positive Möglichkeit sprachphilosophischer Modelle und ihre skeptische Unterminierbarkeit. Entsprechend lasse sich am Beispiel der Schrift zeigen, dass Schrift grundsätzlich nicht durch derlei Modelle erfasst werden kann.

Par une nécessité qui se laisse à peine percevoir, tout se passe comme si, cessant de désigner une forme particulière, dérivée, auxiliaire du langage en général (qu'on l'entende comme communication, relation expression, signification, constitution du sens ou pensée, etc.), cessant de désigner la pellicule extérieure, le double inconsistant d'un signifiant majeur, le *signifiant du signifiant*, le concept d'écriture commençait à déborder l'extension du langage. (*Gr*, 16)

Die Notwendigkeit dieses modelltheoretischen Übertritts („*débordement*“, *Gr*, 16) in den Bereich empirischer Erfahrung ergebe sich aufgrund des „différer“, das heißt – so kann man Derrida hier verstehen – aufgrund des deflationären Potenzials von Schrift. Darauf weist auch Brandom hin: „Derrida was at various points sufficiently within its grip that his alternative to Saussure's signifier/signified model was to take it that signifiers designate ... other signifiers.“⁴⁹ Gleichwohl wäre es verfehlt, Derridas Position einer deflationären Semantik gleichzusetzen. Denn Derridas Schrift meint nicht einfach Deflation im Sinne der Semantik – *pace* Brandom – weil dies selbst ein einseitiges Modell bliebe. Gerade weil der Bezug auf Erfahrungsgehalte einerseits immer schon die potenzielle Infragestellung theoretischer Gehalte und andererseits auf diese Gehalte angewiesen ist, sind Theorie und Empirie letztlich gleichen Ursprungs. Diese Gleichursprünglichkeit empirischer und theoretischer Gehalte nennt Derrida die Spur ihres jeweiligen Ursprungs: „Le concept d'archi-trace doit faire droit et à cette nécessité et à cette rature. Il est en effet contradictoire et irrecevable dans la logique de l'identité.“ (*Gr*, 90) Entsprechend besteht nur aufgrund der Koimplikation von Empirie und Theorie überhaupt die Möglichkeit nach ihnen als voneinander geschiedenen Gehalten zu fragen. Jede Antwort auf diese Frage reproduziert aber nur diese

⁴⁹ Brandom, „Global anti-representationalism?“, 97f.

Koimplikation: „La trace n’est pas seulement la disparition de l’origine, elle veut dire ici [...] que l’origine n’a même disparu, qu’elle n’a jamais été constituée qu’en retour par une non-origine, la trace, qui devient ainsi l’origine de l’origine.“ (Gr, 90) Recht bescheiden gibt es somit keine Erfahrung empirischer Gehalte, die nicht zugleich vagabundierend wäre – die nicht zugleich über sich hinausgehend eine Theorie über den Raum und die Repräsentation wäre, durch die sie möglich ist.

III. 3.3. Zeit und Zeitlosigkeit

Inhalt des Unterkapitels

In aller Kürze soll noch einmal die Frage nach dem Empirismus Derridas aufgegriffen werden. Dabei ist die Fragestellung maßgeblich, was Erfahrung unter Bedingungen der Schrift heißen kann. Dabei zeigt sich, dass Schrift gerade auch dazu geeignet ist, die spezifische Zeitlichkeit von Erfahrung zu erklären. Diese muss als Zusammenhang von Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit verstanden werden, um so eine beständig neue Konfiguration von Theorie und Empirie zu gewährleisten.

Die Frage, die es zu beantworten gilt, lautet: Inwiefern ist Derridas Schrift-Theorem ein empirischer Begriff? Liefert sein Denken die Ressourcen dasjenige zu denken, was es sich aufgibt zu erklären, nämlich „l’expérience même“ (vgl. SM, 14; Ap, 42)? Damit ist eine äußerst wichtige Frage berührt, mit der in gewisser Weise alles bisher Ausgeführte steht und fällt. Wie soll Schrift zur Quelle von Erfahrung werden? Oder anders gefragt: Welche Voraussetzungen muss das Schrift-Theorem erfüllen, damit es empirischen Gehalten Genüge tut? Derrida versteht den Empirismus nun folgendermaßen:

[I] faut reconnaître la profondeur de l’intention empiriste sous la naïveté de certaines de ses expressions historiques. Elle est le rêve d’une pensée purement *bétérologique* en sa source. Pensée *pure* de la différence *pure*. (ED, 224)

Wie bereits gesehen, lehnt Derrida denjenigen Empirismus ab, der den Traum in einen Alptraum pervertiert (vgl. Kap. III.3.1). Dieser bricht gerade mit der empiristischen Absicht eines „[p]ensée *pure* de la différence *pure*“. Denn Repräsentation muss das Repräsentierte *formaliter* als repräsentabel voraussetzen und das heißt als Totalität (vgl. GS2). Totalität ist aber mit purer Differenz unvereinbar. Wenn unmittelbare Erkenntnis möglich sein soll, dann darf das Erkannte mithin nicht im Sinne einer Fragmentarizität verstanden werden, bei der das Fragment als Teil einer Ganzheit betrachtet wird, sondern als absolut fragmentar – beziehungsweise inkommensurabel. So hält auch Welsch fest: „Inkommensurabilität bezeichnet daher in der Tat den Nerv des Pluralitätstheorems.“¹ Nun stellt sich aber auch für Derrida die Frage, wie eine solche Erfahrung von etwas, das einfach nur Teil („purement *hétérologique* en sa source“) ist, möglich sein soll – dies ist zugleich die Frage, die auf Gasché nur in ungenügender Weise antwortet (vgl. Kap. III.3.1):

Mais peut-on parler d'une *expérience* de l'autre ou de la différence? Le concept d'expérience n'a-t-il pas toujours été déterminé par la métaphysique de la présence? L'expérience n'est-elle pas toujours rencontre d'une présence irréductible, perception d'une phénoménalité? (ED, 225)

Ist Erfahrung, so fragt Derrida hier rhetorisch, nicht immer schon als Phänomenalität gedacht worden, das heißt sind ihre Inhalte nicht immer schon als Inhalte einer phänomenalen Ganzheit gedacht worden? Wie im vorangegangenen Unterkapitel herausgearbeitet, ist dies gerade jene Methodologie einseitiger Theoretizität (vgl. GS2), die Derrida einer Kritik unterzieht: Denn diese kann schließlich dem skeptischen Verdacht der Irrealität der von ihr methodisch bereitgestellten Phänomenalität nichts entgegen, weil sie diesen Verdacht selbst erst ermöglicht, indem sie diese Phänomenalität beziehungsweise die Formalität eines Gegenstandsbereichs durch eine „anticipation d'un telos“ (ED, 44) überhaupt erst konstituiert. Dergestalt ist es aber nicht verwunderlich, dass die „intention empiriste“ diskreditiert wurde: „Dans la mesure où le concept d'expérience en général [...] reste commandé par le thème de la

¹ Welsch, *Unsere postmoderne Moderne* (Weinheim: VCH, 1991), 267. Vgl. dazu auch: ebd., 148.

présence, il participe au mouvement de réduction de la trace.“ (*Gr*, 91)

Nun ist aber auch darauf hingewiesen worden, dass die Unterstellung von Gegenstandsbereichen eine formale Voraussetzung von Erfahrung ist – Derrida selbst spricht von einer „frontière [...] *anthropologique*“, *Ap*, 77; vgl. Kap. III.3.2. Derridas Manöver besteht nun aber in einem anderen Umgang mit dieser Grenze von Erfahrbarkeit: Sie ist einerseits die Voraussetzung, durch die Erfahrung *formaliter* möglich ist und bedeutet andererseits eine Vereinfachung empirischer Differenz. Gegen diese Vereinfachung setzt Derrida die „différance“, die die Grenze der Erfahrbarkeit in eine „Erfahrung der Grenze“² als dem Hin-und-Her von empirischer Kontingenz und theoretischer Notwendigkeit uminterpretiert (Kap. III.3.2). Die Gehalte dieser uminterpretierten Grenze sind zugleich empirisch gehaltvoller als eine Position im Sinne von (*GS*2), nicht nur, weil sie empirisch-theoretisch gedacht sind (dies sollte ja bei jeder Theorie der Fall der sein), sondern auch weil in diese empirisch-theoretische Wechselseitigkeit die Unabschließbarkeit dieses Bezugs aufeinander das Maßgebliche ist. Der erste Schritt in Richtung eines Empirismus, der seine Gehalte nicht als theoretisch abgeschlossen, also als nicht-präsentisch denkt, muss darin bestehen, diese „paradoxalement, *dans la structure et hors de la structure*“ (*ED*, 410), zugleich innerhalb und außerhalb eines Gegenstandsbereichs zu verorten. Dem entspricht die berühmte Formel: „Le centre n’est pas le centre.“ (*ED*, 410) Entsprechend hält Derrida auch von der „archi-écriture“ fest:

C’est que l’archi-écriture, mouvement de la différence, archi-synthèse irréductible, ouvrant à la fois, dans une seule et même possibilité, la temporalisation, le rapport à l’autre et le langage, ne peut pas, en tant que condition de tout système linguistique, faire partie du système linguistique lui-même, être située comme un objet dans son champ. (*Gr*, 88)

² Wetzel, *Derrida*, 12. Vgl. dazu folgende Derridalektüre: Drucilla Cornell, *The Philosophy of the Limit* (London: Routledge, 1992).

Dies ist nun aber kein Erfahrungsmystizismus – wie Habermas meint –,³ sondern eine Einsicht in die systematische Beschränktheit der theoretischen Voraussetzungen dessen, was je schon als ein Gegenstandsbereich betrachtet wird und innerhalb dessen als eine Erfahrung repräsentabel ist. Die potenzielle Pluralität dieser Repräsentationsweisen ist dabei jedoch ein „Effekt“, wie Menke hervorhebt, „der erfahrend vollzogenen Negation des Verstehens, die als bestimmte Negation in ihm selbst begründet ist“.⁴ In diesem Sinne verweist Menke auch auf „das innere Gesetz jedes einzelnen [...] Erfahrungsaktes“, dessen „Überschüssigkeit [...] sich nicht aus einer wie auch immer großen Zahl von beilegbaren Bedeutungen erläutern, sondern allein aus der ihm [...] eigenen Prozessualität oder Bewegung“ herleiten lasse.⁵ Dazu erläutert Derrida:

À partir de ce que nous appelons donc le centre et qui, à pouvoir être aussi bien dehors que dedans, reçoit indifféremment les noms d'origine ou de fin, d'*archè* ou de *telos*, les répétitions, les substitutions, les transformations, les permutations sont toujours *prises* dans une histoire du sens – c'est-à-dire une histoire tout court – dont on peut toujours réveiller l'origine ou anticiper la fin dans la forme de la présence. (ED, 410)

Gegen die Reduktion der Erfahrung auf die „forme de la présence“ strengt Derrida also einen Begriff der Erfahrung an, der Repräsentabilität im Ausgang von Repräsentationslosigkeit („Negation des Verstehens“, Menke) fasst (vgl. Kap. III.3.2) und insofern indefinit vielen Repräsentationsmöglichkeiten entsprechen *kann*. Empirische Erfahrung ist somit temporal als Geschehen von Repräsentation zu fassen (vgl. Kap. III.4).

³ Vgl. Habermas' Einschätzung, „daß Derrida, trotz aller Dementis, der jüdischen Mystik nahebleib[e]“ (DM, 214).

⁴ Menke, *Die Souveränität der Kunst*. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991), 86.

⁵ Vgl. Ebd., 88. Menke überstrapaziert dabei jedoch die ästhetische Bedeutung der von ihm formal korrekt erfassten Verhältnisse. Man beachte, dass Menke dies selbst einräumt: „Deshalb kann Derridas Begriff textueller Transformation auch nicht auf ästhetische Phänomene reduziert werden.“ (Ebd., 195, Fn. 9)

Dieser Gedanke kann nun insbesondere in Auseinandersetzung mit den tempuslogischen Analysen, die Sebastian Rödl vorgelegt hat, veranschaulicht werden.⁶ So hält dieser fest: „Zeitbewusstsein und der Bezug auf empirische Wahrheit sind dasselbe.“⁷ Nun ist Empirische Wahrheit aber schon etwas Anderes als Erfahrung selbst („l'expérience même“): Die Wahrheit einer Erfahrung ist schon eine Verortung dieser in einer Struktur („les noms d'origine ou de fin, d'*archè* ou de *telos*“); doch wie gesehen will Derrida empirische Gehalte „*dans la structure et hors de la structure*“ denken. Man muss sich folglich klarmachen, dass Rödl bestrebt ist, die spezifische Zeitlichkeit empirischer Wahrheit herauszustellen, während Derrida Erfahrung als Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit verstanden wissen will („*dans la structure et hors de la structure*“).

Zeitlichkeit ohne Zeitlosigkeit zu denken (wie Rödl), bedeutete umgekehrt, Endlichkeit ohne Abgrenzung von Endlosigkeit zu denken. Dann aber wird empirische Differenz selbst gemäß der „*forme de la présence*“ gedacht, weil ihr dasjenige Korrektiv fehlt, das es erst erlaubt, empirische Gehalte selbst als endlich zu denken. Die Endlichkeit empirischer Gehalte ist zugleich als die Endlichkeit theoretischer Gehalte zu verstehen (vgl. *AeK*, Kap. III.3.1).

Im Folgenden ist Derridas Kontextverständnis eigens zu erarbeiten (Kap. III.4). Doch schon jetzt ist klar, dass mit der Erfahrung von etwas zu einer bestimmten Zeit eine tendenziell theoretische Größe gemeint ist, die ganz allgemein als Summe von Annahmen zu einer bestimmten Zeit *x* über die Umstände der dann stattfindenden Erfahrung gemeint ist. Diese Fassung der Endlichkeit empirischer Gehalte verweist somit bereits auf Derridas noch zu erarbeitendes Kontextverständnis.⁸ Häggglund hat diese strukturelle Endlichkeit einer Erfahrung nun im Sinne Derridas ihrer Unendlichkeit gegenübergestellt, wobei diese Unendlichkeit dann eben als

⁶ Sebastian Rödl, *Kategorien des Zeitlichen*. Eine Untersuchung der Formen des endlichen Verstandes (Frankfurt a.M.: 2005).

⁷ Ebd., 94.

⁸ Vgl. dazu Cavell, „With the Compliments of the Author“, 219: „Derrida thinks of a context as a structure of assumptions [...]“.

Notwendigkeit des Übergehens einer Endlichkeit in die nächste zu verstehen ist:

Derrida articulates the negative infinity of time as an irreducible condition for being in general. We can describe it as an *infinite finitude* in order to spell out that finitude never can be consummated in a positive infinity. Each finitude is always transcended by another finitude, which in turn is transcended by another finitude, and so on.⁹

Dies ist aber die zeitliche Struktur von Erfahrung, da diese andernfalls Endlichkeit mit Unendlichkeit verwechselte. Endlichkeit ist demnach die Negation einer Unendlichkeit, die dergestalt selbst zeitlos ist. Erst der Übergang einer Endlichkeit in eine andere erlaubt es, „Zeit als Geschehen“¹⁰ zu beschreiben. Dazu erläutert auch Rödl im Anschluss an Kant: „Man nimmt nur wahr, dass etwas auf etwas zeitlich folgt, wenn sich das, was man wahrnimmt, in beharrliche Substanz und wechselnden Zustand gliedert.“¹¹ Von hier aus ergibt sich für Rödl der Begriff des Ereignisses als ein „Begriff des Zeitlichen“, den Rödl zudem als „reinen Begriff des Zeitlichen“ verstanden wissen will:¹² Denn nur wenn sich etwas verändert, kann sich auch etwas ereignen. Mit der Forderung nach einem „reinen Begriff des Zeitlichen“ bestreitet Rödl jedoch den Weg einer Zeitlichkeit ohne Zeitlosigkeit, die in Anlehnung an Häggglunds Derridalektüre als positive Unendlichkeit der Zeit verstanden werden kann. Diese positive Unendlichkeit der Zeit ist schlicht Veränderung, die Rödl schon als Ereignis fasst. Nun ist Veränderung zwar eine Bedingung der Möglichkeit eines Ereignisses, aber wie bereits gesehen, sind für Derrida Bedingungen der Möglichkeit zugleich Bedingungen der Unmöglichkeit. Entsprechend schließt Derrida dieses Diktum direkt an die Rede vom „événement“ (*SEC*, 391) an, wonach „la condition de possibilité de ces effets est simultanément, encore une fois, la condition de leur impossibilité, de l'impossibilité de leur rigoureuse pureté“. Denn die Bedingungen der

⁹ Häggglund, *Radical Atheism*, 45f.

¹⁰ Wetzel, *Derrida*, 29.

¹¹ Rödl, *Kategorien des Zeitlichen*, 125.

¹² Ebd., 125, Fn. 12: „Ereignis‘ ist aber ein reiner Begriff des Zeitlichen“.

Möglichkeit eines So-und-so-Erscheinen-Könnens, sind zugleich die Bedingungen der Unmöglichkeit, auf eine einzige Weise zu erscheinen (Kap. II.2). In diesem Sinn rechnet Derrida auch mit einem negativen Ereignis als Korrelat einer „negative infinity“ (Hägglund), die die Endlichkeit von Erfahrung erst unendlich macht und somit überhaupt ermöglicht. Derrida nimmt dazu Bezug auf den Begriff des „avenir“ (FS, 78), der eine Veränderung der Zeit meint, *ohne selbst zeitlich zu sein*. Entsprechend hält Dalmasso fest: „L’avenir n’est pas un moment dans le temps.“¹³

Von dieser Zeitlosigkeit sagt Dalmasso weiterhin: „L’avenir est pensable comme un mouvement qui produit dans le sujet une transformation de sa structure et de son identité.“¹⁴ Inwiefern diese „struttura generativa della coscienza“¹⁵ schließlich zu verstehen ist, kann erst im Anschluss an die Derrida-Habermas-Debatte gezeigt werden (Kap. IV.4). Bereits jetzt kann jedoch darauf hingewiesen werden, dass Derrida Erfahrung in diesem Sinn als eine existenzielle Praxis fasst: „[A]pprendre à vivre, n’est-ce pas l’expérience même?“ (SM, 14) Es kann auf die Frage des empirischen Traums somit *nicht eine* theoretische Antwort geben, weil eine Antwort schon wieder den Stillstand der Zeit und also den Ausschluss von Erfahrung erforderte. Auch Rödl sieht, worum es hier geht:

Der Satz vom Widerspruch besagt, daß dasselbe demselben nicht *zur selben Zeit* sowohl zukommen als auch nicht zukommen kann,[...] und also kann man ihn erst anwenden, nachdem man dafür gesorgt hat, dass sich die fraglichen Aussagen nicht der Zeit nach unterscheiden. Das gilt nicht nur für den Satz vom Widerspruch, sondern für alle Gesetze des Schließens: Um Aussagen unter eine deduktive Ordnung zu bringen, muss man die Zeit stillstellen.¹⁶

Was Erfahrung demnach sei, sei keine Frage, die die Philosophie als Theorie erster Ordnung beantworten könne (vgl. GS2) – in

¹³ Dalmasso, „Genèse du temps. Hegel et le futur antérieur“, in: Danielle Cohen-Levinas, Ginette Michaud (Hrsg.), *Appels de Jacques Derrida* (Paris: Hermann, 2014), 445-464, 450.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ders., „L’eccesso di sapere“, 204.

¹⁶ Rödl, *Kategorien des Zeitlichen*, 101f.

diesem Sinn verweist Derrida auf die „questions qui ne sont pas en puissance de réponse [...], des problèmes qui sont posés à la philosophie comme problèmes qu'elle ne peut résoudre“. (ED, 118) Den Zusammenhang von Theorie und Empirie, Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit kann die Philosophie in diesem Sinne nicht überschreiten (Kap. III.3.2). Deswegen muss sie in diesem Sinn aporetisch bleiben.

Damit sind die Voraussetzungen von Derridas Philosophie wesentlich umrissen. Denn diese Bestimmung der Erfahrung („l'expérience même“) kann im Wesentlichen auf alle Begriffe der Derridaschen Philosophie angewandt werden, denen entsprechend, wie Olivia Custer festgestellt hat, eine „hyperbolic logic“¹⁷ zukommt. Denn nur in ihrer je hyperbolischen Überbietung garantieren Begriffe nicht nur theoretisch einseitige, sondern zeitlich reale Entitäten zu sein, die als veränderbare Substanzen Ausdruck des notwendigen Widerspruchs unterschiedlicher Repräsentationsmöglichkeiten sind (vgl. Kap. II.2). Dies illustriert in lapidarer Weise auch Price:

[O]bserve that tomatoes and aubergines are fruit in one sense, vegetables in another. [...] Obviously, there are two notions of fruit in play and not a lot of mileage in insisting that one notion is primary – that the class of fruit in one sense divides up into *real* fruit and *quasi*-fruit, according to the other sense.¹⁸

Es kann mithin keine Erfahrung von Substanzen geben, die in sich schon theoretisch erfasst wäre. Erfahrung ist in diesem Sinn ein Geschehen (vgl. Kap. III.4.1), das heißt zeitlich, aber eben nicht nur zeitlich, denn die theoretische Bezugnahme auf Zeitliches ist immer auch Stilllegung der Zeit, somit aber ineins formales Zeitbewusstsein (Rödl). Die Veränderung formaler Ordnung, das heißt den Bezug von Empirie und Theorie zueinander, kann es aber nur geben, wenn ausgehend von einzelnen Elementen einer formalen Ordnung zugleich eine andere Ordnung möglich ist. Der Bezug auf diese Elemente als Möglichkeit zweier Ordnungen kann nicht for-

¹⁷ Olivia Custer, „A certian truth“, in: Zeynep Direk, Leonard Lawlor (Hrsg.), *A companion to Derrida* (Oxford: Wiley Blackwell, 2014), 42–56, 44.

¹⁸ Price, „Two expressivist programmes, two bifurcations“, 39.

mal sein, denn *formaliter* gehört ein Element zu einer Ordnung – auch dann, wenn dasselbe Element in mehreren Ordnungen vorkommt: Es bleibt stets Element eines geordneten Ganzen. Die Möglichkeit der Überdeterminierung eines Elements ist demnach formal unmöglich – diese ist aber Voraussetzung dafür, „Zeit als Geschehen“ (Wetzel), das heißt als Differenz von Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit zu begreifen und nicht dem Unterfangen des Empirismus der Präsenz zu folgen, was hieße „die Zeit still[z]ustellen“. ¹⁹

Entsprechend nimmt Derrida etwa auch Bezug auf die biologische Redeweise vom „*pro-grammé*“ einer Zelle, die ihre eigene Transformation steuert (vgl. *Gr*, 19). Natur selbst ist in diesem Sinn schon Schrift, nämlich „le mirage de la chose même, de la présence immédiate, de la perception originaire“. (*Gr*, 226) In diesem Sinne hält auch Rheinberger fest: „[E]s gibt für uns keine Dinge, die nicht auch Grapheme sind.“ ²⁰ In Derridas Worten: „,[Ê]tre‘ est à la mesure du pouvoir de répétition.“ (*VPh*, 58) Daraufhin muss aber sogleich die Position Searles und anschließend die Habermas’ untersucht werden. Denn zeitlich und räumlich aufschiebende Struktur der Schrift (vgl. Kap. III.3.2) trennt somit nicht Natur und Geist, Sinnlichkeit und Verstand, sondern ist vielmehr die Bedingung ihrer Differenz – und somit Bedingung der Möglichkeit ihres Bezugs aufeinander.

Derrida plädiert mit seinem Schrift-Theorem somit nicht für die Abschaffung der Erkenntnistheorie – die etwa Rorty anvisiert („the demise of epistemology“ ²¹) – sondern für eine Tieferlegung derselben auf ihren Ausgang aus der zeitlich-zeitlosen Koimplikation von Verräumlichung und Verzeitlichung. ²² In diesem Sinne hält auch Welsch fest:

¹⁹ Vgl. Rödl, *Kategorien des Zeitlichen*, 102.

²⁰ Rheinberger, *Iterationen*, 16.

²¹ Rorty, *The Mirror of Nature* (Princeton: Princeton University Press, 1980), 315.

²² Vgl. Hägglund, *Radical Atheism*, 72: „If there were one key word in Derrida’s work, it would be *espacement*, which is shorthand for the coimplification of temporalization and spatialization.“ Dass Derridas Schrift-Theorem nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich zu verstehen ist, wird insbesondere an seiner späteren Beschäftigung mit der Architektur deutlich.

Infolge dieser Dehnung oder Streckung hat jede Gegenwart, genaugenommen, nicht die Struktur eines Punktes, also nicht die Struktur vollendeter Präsenz, sondern die Struktur einer Spur oder eines Gewebes und damit der Schrift.²³

Dazu hält Wetzel fest: „Derridas Beschäftigung mit der zeitgenössischen, sich selbst als dekonstruktivistisch begreifenden Architektur ist beherrscht von der Idee der Absenz, der Freiräume und der räumlichen Textur.“ (Wetzel, *Derrida*, 85) Er fährt fort, darauf hinzuweisen, dass „im Sinne der textuellen Lesbarkeitsmodelle [...] auch städteplanerische Aspekte des urbanen Raums“ eminent wichtig seien (vgl. ebd., 86). Dem kann hier nicht nachgegangen werden. Es sei jedoch verwiesen auf: Peter Brunette, David Wills (Hrsg.), *Deconstruction and the Visual Art, Media, Architecture* (Cambridge: University Press, 1994).

²³ Welsch, *Vernunft*, 264.

III. 4. Ausführung

III. 4.1. Kontext und Lesbarkeit

Inhalt des Unterkapitels

Es gilt im Folgenden, den genuinen Dissens der Derrida-Searle-Debatte herauszustellen. Dabei ist zunächst hervorzuheben, dass Derrida die Intelligibilität von Sprache nur mittels des Begriffs der Schrift für erklärbar hält, während Searle seine intentionalitätstheoretische Beschreibung verteidigt. Intentionalität wird von Derrida nicht bestritten, aber als nicht hinreichend erachtet. Dazu ist insbesondere Searles type-token Unterscheidung zu diskutieren. Der Dissens entwickelt sich schließlich zu einer Auseinandersetzung um den Begriff des Kontextes, den Searle als Fortbestehen der Intentionalität einer Äußerung fasst, während Derrida diesen als unendlich funktional und somit zwar auch, aber nicht nur intentionalistisch versteht. Dabei wird zugleich deutlich, dass Searles g-Kontextualität die Zeit stillstellen muss und nur auf Kosten einer offenen Zukunft denkbar wäre.

Derrida plädiert, wie gesehen, für die Notwendigkeit einer Bezugnahme auf Schriftlichkeit, um die Methodenprobleme der Sprachphilosophie in den Griff zu bekommen. Dies kulminiert in Granelis Formel einer „nécessité de partir de l'écriture“ (vgl. Kap. III.3.2), ohne dass Schrift als bloßer Gegensatz zu gesprochener Sprache dabei das letzte Wort behielte. In diesem Sinne fordert Derrida auch in „Signature Événement Contexte“ die Generalisierung von Schrift als empirisch-theoretisches Korrektiv des Gegensatzes von Sprache und Schrift: „[J]e voudrais démontrer que les traits qu'on peut reconnaître dans le concept classique et étroitement défini d'écriture sont généralisables.“ (SEC, 377)

Diejenige Eigenschaft, die Derrida als generalisierbare Eigenschaft der Schrift erachtet, ist nun die Lesbarkeit der Sprache, die Möglichkeit also, Sprache über den Tod von Autor und Empfänger hinaus zu verstehen: „Il faut, si vous voulez, que ma ‚communication écrite‘ reste lisible malgré la disparition absolue de tout destinataire déterminé en général pour qu'elle ait sa fonction d'écriture,

c'est-à-dire sa lisibilité.“ (*SEC*, 375) Derrida zeigt damit eine Möglichkeit der Sprache auf, die konträr zu einem Modell der Sprache steht, in dem Geäußertes einfach Gemeintes ist.¹ Dieses Modell der Sprache, gegen das Derrida mobilisiert, hat etwa Wetzell als dasjenige „einer authentischen, unverfälschten *Seelenschrift*, bezeichnet, „in der das ‚hic et nunc‘ einer endlich offenbar gewordenen Wahrheit sich enthüllt“.² Gegen eine solche „Seelenschrift“ hat aber auch Stekeler-Weithofer gegenüber Searle auf die „limits of immediate self-knowledge“ verwiesen (vgl. Kap. III.2.4). In diesem Sinn enthält aber auch die Searlsche Intentionalitätsannahme die Voraussetzung der Adressierbarkeit. Denn Teil der Voraussetzungen von Intentionalität als Bedeutungskriterium ist die Bestimmtheit des Verstandenen (vgl. „I know what I mean“, *IEFP*, 141), wozu auch Annahmen über die pragmatisch-kontextuelle Ergänzung von Semantik gehören: Annahmen etwa über das, was man nicht sagen muss, um dennoch verstanden zu werden – wie beispielsweise, dass es überflüssig ist, einer Bestellung die Bestimmung „no mile wide hamburgers, please“ (*EM*, 128) hinzuzufügen. Wie gesehen (vgl. Kap. III.2.2.1) bestimmt Searle diese Annahmen als Kompatibilität einer Äußerung mit einem Kontext. Diese Kompatibilität denkt Searle ausgehend von der Äußerungsintention, die ihm zufolge das ontologische Fundament von Äußerungen darstellt. Dergestalt wird die Äußerungsintention zum Kriterium der Intelligibilität der Äußerung: Nur wenn ich weiß, dass ich keinen kilometerlangen Hamburger will, ist es in diesem Kontext richtig, dies nicht zu artikulieren. Die Richtigkeit des Gesagten in einem Kontext ist dergestalt nicht abhängig vom Kontext, sondern vom Gemeinten. So Searle auch in seiner „Reply“: „The sentences are, so to speak, fungible intentions.“ (*Rep*, 202)

Der Umstand der Lesbarkeit, so wie Derrida ihn versteht und ausbuchstabiert, besagt jedoch, dass diese Annahmen über die Kompatibilität von Äußerung und Kontext – letztlich: die Intelligibilität von Sprache –, keinen *bestimmten* Kontext – also auch, *pace*

¹ Dies wird nirgendwo deutlicher als in *De la grammatologie*: „Or l'espace comme écriture est le devenir-absent et le devenir-inconscient du sujet.“ (*Gr*, 100)

² Wetzell, *Derrida*, 48.

Searle, keinen, der mit der Sprecherintention kompatibel sein muss – voraussetzen, um zu funktionieren (und dass folglich die Illokutionarität der Äußerung nicht die einzige Bedingung für sprachliche Intelligibilität sein kann):

Écrire, c'est produire une marque qui constituera une sorte de machine à son tour productrice, que ma disparition future n'empêchera pas principalement de fonctionner et de donner, de se donner à lire et à réécrire. Quand je dis „ma disparition future“, c'est pour rendre cette proposition plus immédiatement acceptable. Je dois pouvoir dire ma disparition tout court, ma non-présence en général, et par exemple la non-présence de mon vouloir-dire, de mon intention-de-signification, de mon vouloir-communiquer-*ceci*, à l'émission ou à la production de la marque. (*SEC*, 376)

Derrida folgert daraus, dass das intentionalistische Modell der Sprache, das konstitutiv ist für das Paradigma gesprochener Sprache, nicht für eine Theorie der allgemeinen Intelligibilität von Sprache hinreicht. Derridas Hinweis auf das Funktionieren von Sprache als einer Kategorie ihrer Intelligibilität *ergänzt* diese über einen Begriff des Gebrauchs hinaus, der sprechakttheoretisch immer schon illokutionär verstanden wird und schließlich zum einzigen Maßstab sprachlicher Intelligibilität wird.³ Gegen die sprechakttheoretische Generalisierung des Modells gesprochener Sprache und folglich der Annahme von Intentionalität als einzigem Intelligibilitätskriterium – von dem Derrida sagt, dass es innerhalb der Geschichte der Philosophie ohne Gegenbeispiel bliebe –⁴

³ Dies ist mindestens seit Austin der Fall, wie Pradhan festhält: „Austin's idea of illocutionary force introduces for the first time the idea of a use of language that does not consist in producing effects on audiences. [...] Of course, felicitous execution of such changes will require that the proper parties grasp the illocutionary force of the utterance (illocutionary uptake⁶ must be secured), but nevertheless *use has to be understood in terms of the illocutionary force of the words uttered and the illocutionary act performed in uttering those words with that force, and not in terms of anyone's realization of the illocutionary force of the utterance.*“ (Pradhan, „Minimalist Semantics“, 236. Eigene Hervorhebung, *P.F.*)

⁴ Derrida bezieht sich dabei primär auf die Sprachphilosophie Condillacs, hebt jedoch zugleich hervor, dass die Position Condillacs nur ein Beispiel für eine Haltung sei, die „dans toute l'histoire de la philosophie“

setzt dieser nun die Generalisierung des Modells der Schrift. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass dies nicht bedeutet, dass gesprochene Sprache nun einfach Schrift sei, denn Schrift bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst *nur die Möglichkeit*, Sprache außerhalb ihres Äußerungszusammenhangs beziehungsweise ihres Entstehungskontextes zu verstehen. Das Funktionieren von Sprache als Schrift steht nach Derrida in keinem Widerspruch zur Annahme von Sprecherintentionalität, kann aber auf diese nicht reduziert werden.

Derridas Verweis auf dieses Funktionieren ist ein Hinweis auf das Funktionieren sprachlicher Intelligibilität unter unterschiedlichen (intentionalen und nicht-intentionalen) Voraussetzungen. Dass der Ausgangspunkt von Derridas Argument demnach in der Erkenntnis einer *Möglichkeit* besteht – die er insofern generalisiert, als er darin eine *notwendige Möglichkeit* sieht –, ist innerhalb der Forschung unbestritten.⁵ Entsprechend hält Derrida in seiner Entgegnung auf Searles „Reply“ fest:

[W]hat is at stake here is an analysis that can account for *structural possibilities*. Once it is *possible* for X to function under certain conditions (for instance, a mark in the absence or partial absence of intention), the possibility of a certain non-presence or of a certain non-actuality pertains to the structure of the functioning under consideration, and pertains to it *necessarily*. (Lim, 194f.)

Eine Email etwa, die man an jemanden schreibt und die der Adressat zeitig liest, *kann einerseits* gemäß dem Paradigma gesprochener

anzutreffen sei und dass diese Haltung selbst ohne Gegenbeispiel bleibe: „J'en prendrai un seul exemple, mais je ne crois pas qu'on puisse trouver dans toute l'histoire de la philosophie en tant que telle un seul contre-exemple.“ (SEC, 370) Entsprechend fügt Derrida an: „Il serait facile de montrer que, dans son principe, ce type d'analyse de la signification écrite ne commence ni ne finit avec Condillac.“ (SEC, 373)

⁵ Vgl. dazu Mulligan: „Derrida's thesis – that if a written mark can function in the absence of its producer, then this possibility is a necessary possibility – [...]“ (Mulligan, „Searle, Derrida, and the ends of phenomenology“, 271) Auch Moati erkennt diesen Ausgang von Derridas Überlegungen als Einsicht in eine Möglichkeit: „Comme nous l'avons vu pour Derrida la *possibilité* fait *loi*“ (Moati, *Derrida/ Searle*, 112)

Sprache verstanden werden. Dass man diese Email geschrieben hat, impliziert aber *zugleich und andererseits* ihre Lesbarkeit im Sinne der Schrift: Es kann sein, dass die Email in einem Spam-Ordner landet und vorerst nicht gelesen wird. Es kann sein, dass sie anschließend von jemandem gelesen wird, der Zugang zu diesem Email-Postfach hat, ohne derjenige zu sein, an den die Mail ursprünglich adressiert war. Derridas Überlegung besteht nun darin, auf die Evidenz dieser beiden empirischen Möglichkeiten zu verweisen, denn das, was mitgeteilt werden soll, „*peut toujours ne pas arriver à destination*“ (CP, 135).

Derrida unterstreicht damit die Notwendigkeit eines weiter gefassten Modells der Sprache, das nicht *eine* empirische Möglichkeit zum einzigen Paradigma von Sprache erklärt, sondern versucht diejenige Struktur („iterability or graphematicity in general“, Lim, 192; dazu gleich mehr) zu identifizieren, von der ausgehend *beiden Möglichkeiten* Rechnung getragen werden kann: „[W]e must recognize an irreducible contamination or parasitism between the two possibilities“ (Lim, 195). Nur wenn es aber, wie Derrida meint, eine „irreducible contamination or parasitism between the two possibilities“ gibt, muss es auch ein weiter gefasstes Modell der Sprache geben. Gibt es diese „irreducible contamination“ nicht, dann müsste man zwei voneinander getrennte Modelle der Sprache, eines für Schrift und eines für gesprochene Sprache ansetzen – so wie Searle dies fordert unter Verweis auf die „(relative) permanence of the written text over the spoken word“. (Rep, 200)

Ein beide Möglichkeiten umfassendes Modell der Sprache muss es aber geben, so Derrida, da diese beiden Möglichkeiten zwar empirisch unterscheidbar sind – etwa im Sinne der „permanence“ – nicht aber auf strukturell notwendige Weise. Denn ob meine Email von ihrem Adressaten gelesen wird oder nicht, liegt nicht an der Struktur der Email, sondern hat mit der Kontingenz dessen zu tun, was einer Äußerung zustoßen kann – den je kontingenten Bedingungen ihrer Historizität (Kap. II.4.1): Sie kann unmittelbar nach meinem Absenden gelesen und anschließend gelöscht werden oder aber andauern und sehr viel später, unter ganz anderen Umständen und von jemand Anderem gelesen werden, als dies bei der Abfassung angenommen wurde. Richtig ist daher Georg W. Bertrams

Hinweis, dass Derrida eine „Theorie von Bedeutungsgeschehen“⁶ vertrete: Sie geht den Möglichkeiten der Generierung von Bedeutung nach, anstatt den Fall intentionaler Bedeutung – etwa wenn man in einem adäquaten Kontext sagt, was man meint – absolut zu setzen.

Für eine theoretische Unterscheidung der beiden Möglichkeiten bedürfte es Kriterien, die den empirischen Unterschied als strukturellen Unterschied, das heißt unabhängig von möglichen Umständen darstellen könnten. Ein solches Kriterium kann es aber nicht geben, so Derrida, da Lesbarkeit besagt, dass die Intelligibilität von Sprache gerade in der Abhängigkeit von solchen Umständen besteht. Anstatt dieses Kriterium also transzendental aufzuheben – und an seine Stelle dasjenige der Intentionalität zu setzen –, verweist Derrida auf den empirischen Charakter eines solchen Kriteriums. Ein mögliches Kriterium könnte dann der Begriff des Kontextes sein – von dem Derrida zu Beginn von „Signature Événement Contexte“ jedoch ankündigt, aufzeigen zu wollen, dass dieser über eine solche theoretische Trennschärfe nicht verfüge:

Mais les réquisits d'un contexte sont-ils jamais absolument déterminables? Telle est au fond la question la plus générale que je voudrais tenter d'élaborer. Y a-t-il un concept rigoureux et scientifique du *contexte*? (SEC, 369)

Eine exakte Gegenargumentation müsste nun darlegen, dass der Kontext ein scharfer Begriff ist, von dem ausgehend bestimmt werden kann, wann die Adressierung einer Äußerung noch gegeben ist (etwa in einer Gesprächssituation) und wann nicht mehr (etwa in der Lektüre eines Jahrhunderte alten Textes) – dies jedoch wiederum ohne auf diese Umstände Bezug zu nehmen. Eine derart exakte Gegenargumentation – so viel kann vorweg genommen werden – unternimmt Searle nicht.⁷ Aber er verteidigt sein Modell

⁶ Georg W. Bertram, *Hermeneutik und Dekonstruktion*. Konturen einer Auseinandersetzung der Gegenwartsphilosophie (München: Fink, 2002), 19.

⁷ Schritte in diese Richtung hat allerdings Stalnaker unternommen, dessen „formal pragmatics“ (Stalnaker, „Pragmatics“, in: *Context and Content*, 31–46, 31) eine Analyse der „pragmatic ambiguity“ (ebd., 44) liefern, die

der Sprache gegenüber einer Vereinnahmung durch Derridas weiter gefasstes Modell der Sprache: „I conclude that Derrida’s argument to show that all elements of language (much less, experience) are really graphemes is without any force. It rests on a simple confusion of iterability with permanence.“ (*Rep*, 201) Diese Kritik führt Searle aus:

I have left the most important issue in this section until last. Do the special features of writing determine that there is some break with the author’s intentions in particular or with intentionality in general in the forms of communication that occur in writing? (*Rep*, 201)

Die Diskussion dieses zweiten Abschnitts des ersten Teils der *Reply* (*Rep*, 201-203) – der als Frage nach der Intentionalität sprachlicher Äußerungen betrachtet werden kann – hängt jedoch, wie noch zu zeigen ist, von der Richtigkeit oder Falschheit der Searlschen Analyse ab, wonach „Derrida’s argument to show that all elements of language (much less, experience) are really graphemes is without any force“. (*Rep*, 201) Denn wenn mithilfe der Eigenschaften von Schrift sowohl die Bedingungen der Möglichkeit von Schrift als auch von gesprochener Sprache erläutert werden können, dann werden damit zugleich die Bedingungen der Möglichkeit intentionaler Sprache beschrieben. In diesem Sinn äußert sich bereits Cavell: „Derrida sees ordinary language as an effect of a general writing which is its possibility.“⁸ Auch der zweite Teil der „Reply“ (203-208), der sich des von Derrida in „Signature Événement Contexte“ vertretenen Austin-Bilds annimmt („Derrida’s Austin“, *Rep*, 203), ist – wie darzulegen (Kap. III.4.2) – abhängig davon, ob gezeigt werden kann, dass die Bedingungen der Möglichkeit von Schrift zugleich die Bedingungen der Möglichkeit gesprochener Sprache sind (Derrida) oder nicht (Searle).

Um Derridas Position nachzuvollziehen, ist es wichtig, folgenden Umstand korrekt einzuschätzen: Nämlich dass Derrida nicht einfach meint, dass Sprache Schrift sei, sondern dass die Bedingungen der Möglichkeit von Schrift zugleich die der Bedingungen von

zugleich einem allgemeinen Verständnis dienen, welche Rolle Kontexte in einem Sprechakt ausfüllen können (vgl. ebd.). Siehe dazu auch Kap. III.4.3.

⁸ Cavell, „What Did Derrida Want of Austin?“, 47.

gesprochener Sprache seien – was umgekehrt heißt, dass ein Modell gesprochener Sprache zugleich der Möglichkeit von Verschriftlichung Rechnung tragen können muss, da beide als empirische Möglichkeiten von Sprache *demselben Möglichkeitsraum* angehören:

Je n'en tirerai surtout pas comme conséquence qu'il n'y a aucune spécificité relative des effets de conscience, des effets de parole (par opposition à l'écriture au sens traditionnel), qu'il n'y a aucun effet de performatif, aucun effet de langage ordinaire, aucun effet de présence et d'événement discursif (*speech act*). Simplement, ces effets n'excluent pas ce qu'en général on leur oppose terme à terme, le présupposent au contraire de façon dissymétrique, comme *l'espace général de leur possibilité*. (SEC, 390; eigene Hervorhebung, P.F.)

Die Logik dieses allgemeinen Möglichkeitsraums der Sprache nennt Derrida nun Iterabilität:

Cette itérabilité – (*iter*, derechef, viendrait de *itara*, *autre* en sanskrit, et tout ce qui suit peut être lu comme exploitation de cette logique qui lie la répétition à l'altérité) structure la marque d'écriture elle-même, quel que soit d'ailleurs le type d'écriture (pictographie, hiéroglyphique, idéographique, phonétique, alphabétique, pour se servir de ces vieilles catégories). Une écriture qui ne serait pas structurellement lisible – itérable – par-delà la mort du destinataire ne serait pas une écriture. (SEC, 375)

Derrida unterscheidet demnach Wiederholung und diejenige logische Struktur, die er für Lesbarkeit – und somit für Sprache überhaupt – verantwortlich macht. Denn Iterabilität meint Wiederholung *und* Alterität: Die Wiederholung einer Äußerung beim Lesen ist zunächst nur Wiederholung der grammatisch-syntaktischen Struktur dieser Äußerung, von der Intention einer Äußerung kann also gar nicht gesagt werden, sie werde wiederholt, denn dazu müsste man sie schon unmittelbar mit der grammatisch-syntaktischen Struktur einsehen können. Doch die grammatisch-syntaktische Struktur kann nur die grammatisch-syntaktische Struktur darstellen – man erinnere sich in diesem Sinn an Kannezky's Kritik an Searle (Kap. III.2.1): „[W]e can compare expressions only with ex-

pressions. We cannot compare them with (hypothesized) meanings nor with what a speaker means using the expression.“⁹

Wenn also die Rede vom Gemeinten einer Äußerung oder eines Textes ist, so bedeutet Iterabilität recht gesehen Alterabilität. Alterabilität ist aber von Konventionalität – hier wird Searles Argument ein wenig idealisiert,¹⁰ um zunächst einen stärkeren Kontrast zu Derridas Gedanken zu gewinnen – verschieden, da Konventionalität zwar eine notwendige Voraussetzung von Mitteilbarkeit ist, aber nicht mit einer ihr schon hinreichenden Voraussetzung verwechselt werden darf. Dass sprachliche Konventionalität aber schon eine hinreichende Voraussetzung von Mitteilbarkeit ist, muss Searle annehmen, wenn die Intentionalität einer Äußerung auch verschriftlicht fortbestehen soll.¹¹ In diesem Sinn präzisiert Derrida den Begriff der Iterabilität:

Let us not forget that “iterability“ does not signify simply, as Searle seems to think, repeatability of the same, but rather alterability of this same idealized in the singularity of the event, for instance, in this or that speech act. It entails the necessity of thinking *at once* both the rule and the event, concept and singularity. (*Av*, 119)

Demnach darf Iterabilität – ebenso wie die bereits erwähnte „archi-écriture“ (vgl. Kap. III.3.2) – nicht mit einer „rule“ oder einem „concept“ verwechselt werden, das sich außerhalb der Bedingungen seiner eigenen Formulierbarkeit befindet. Die Argumente, die

⁹ Kannezky, „Expressibility Explicability, and Taxonomy“, 75.

¹⁰ So weist Moati zwar darauf hin, dass Searle diese Position unterstellt werden dürfe: „Telle est la radicalité de la thèse searlienne: la présence énonciatrice n’est pas l’élément privilégié à partir duquel comprendre les intentions, le véritable *topos* d’intelligibilité des intentions sont les conventions.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 115) In Kap. III.2.3 ist jedoch gezeigt worden, dass Searle den Regelcharakter der Sprache intentionalitätstheoretisch aufhebt.

¹¹ Moati unterscheidet in diesem Sinn die Position Searles von der Grices: „L’auteur n’a pas besoin d’être là pour produire des indices de présence intentionnelle, comme ce serait le cas chez Grice: l’usage de règles et des conventions suffit pour Searle. Comprendre une convention, c’est atteindre l’intention illocutoire, nul besoin de faire dépendre cette intentionalité d’une présence vivante qui viendrait animer, vitaliser spirituellement les signes mobilisés dans l’énonciation.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 116)

Searle gegen Derrida vorbringt, müssen entsprechend daraufhin geprüft werden, ob die gegen Iterabilität eingebrachten Begriffe und Distinktionen zugleich den Bedingungen ihrer eigenen Formulierbarkeit entsprechen.

In diesem Sinn sei nun folgender Aussage Searles nähere Beachtung geschenkt: „Now the first confusion that Derrida makes, and it is important for the argument that follows, is that he confuses iterability with the permanence of the text.“ (*Rep*, 200) Um zu verstehen, was Searle hier meint, ist es zunächst nötig, Searles Erläuterung dieser „confusion“ in voller Länge wiederzugeben:

He thinks the reason that I can read dead authors is because their works are repeatable or iterable. Well, no doubt the fact that different copies are made of their books makes it a lot easier, but the phenomenon of the survival of the text is not the same as the phenomenon of repeatability: the type-token distinction is logically independent of the fact of the permanence of certain tokens. One and the same text (token) can be read by many different readers long after the death of the author, and it is this phenomenon of the permanence of the text that makes it possible to separate the utterance from its origin, and distinguishes the written from the spoken word. (*Rep*, 200)

Was Searle in diesem Abschnitt analysiert und worin er Derrida eine falsche Analyse unterstellt, ist also die Frage danach, wie es möglich ist, „that I can read dead authors“. Searles Strategie besteht demnach darin, aufzuzeigen, dass Derrida ein falsches Verständnis von Schrift hat.¹² Die Annahme dabei ist, dass Derridas Argumentation auf einem bestimmten empirischen Verständnis von Schrift beruhe und wenn dieses nun unzutreffend sei, dann gelte dies auch für Derridas Argumentation insgesamt.¹³ In diesem Sinn bemerkt

¹² So auch Moati: „Searle cherche à montrer de quelle manière Derrida généralise les traits spécifiques de l'écriture à tout langage, sans que les critères qu'il mobilise ne puisse former un ensemble de prédicats *spécifiques* à l'écriture.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 96)

¹³ Dem vorweggreifend fasst Searle diese Überlegung zusammen: „Stated in its most naked form, and leaving out the confusion about citationality, the structure of Derrida's argument is this: Parasitism is (an in-

Searle, dass Derrida davon ausgehe, dass Lesbarkeit etwas mit Wiederholbarkeit beziehungsweise Iterabilität – hier macht Searle keinen Unterschied – zu tun habe. Allerdings unterscheidet Searle Wiederholbarkeit von der „permanence of certain tokens“: „[T]he survival of the text is not the same as the phenomenon of repeatability.“ Als Grund für diese Unterscheidung nennt Searle die logische Unabhängigkeit („logically independent“) der „type-token distinction“. Unter dem „token“ eines Textes können dessen konkrete Exemplare als empirische Vorkommnisse eines Textes – des „type“ – verstanden werden. So gibt es etwa unzählige Ausgaben und Exemplare („token“) von Goethes *Werther* („type“). Diese Unterscheidung könne nun modifiziert werden, um so auch den Unterschied von Schrift und Sprache zu rechtfertigen, denn die Art und Weise wie ein Exemplar („token“) und ihr Ursprung („type“) im Modus der Schrift unterscheidbar seien, entspreche zwar nicht der Art und Weise wie „type“ und „token“ innerhalb der gesprochenen Sprache unterscheidbar seien, aber in beiden Fällen sei eine solche Unterscheidung relevant.

Damit ist zugleich eine der Kernannahmen Searles berührt, denn auch die Voraussetzungen der Sprechakttheorie – Formalisierung und Repräsentation – beruhen auf der „type-token distinction“. Entsprechend erklärt Searle auch alle empirischen Unterschiede der Sprache mithilfe dieser Unterscheidung, die von Derrida angefochten wird:¹⁴ Keine Begriffsbestimmung – und jede Unterscheidung ist eine Begriffsbestimmung – kann etwas über Sprache aussagen, das unabhängig von ihren Äußerungsumständen

stance of) iterability; iterability is presupposed by all performative utterances; Austin excludes parasitism, therefore he excludes iterability; therefore he excludes the possibility of all performative utterances and *a priori* of all utterances. But this argument is not valid.“ (*Rep*, 207)

¹⁴ So auch Moati: „Searle recourt à la distinction logique cruciale entre *type* et *occurrence* pour étoffer son propos: un type, soit un usage réglé, s'applique à des occurrences nouvelles et se répète en celles-ci [...]. Derrida répond à cette objection en affirmant que toute la thèse de *Sex*, repose sur cette indistinction entre la parole et l'écriture du point de vue de l'itérabilité.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 96)

wäre, weil eine solche Aussage erst unter Voraussetzung von Äußerungsumständen möglich wird. Dies sieht auch Pradhan:

Now, since that identity is constituted by all the possible repetitions or uses of the sign, it can never be consummated, it is always deferred. The sign as a type is never fully there. Hence, in so far as philosophy has classically understood the type to be present as a form, the structure of iterability should not be understood in terms of the type/ token distinction.¹⁵

Searle, so kann man ihn verstehen,¹⁶ wendet dagegen ein, dass auch die Aussagbarkeit einer solchen Unaussagbarkeit eines transzendentalen Prinzips Voraussetzungen habe – und eben diese Voraussetzungen sehe Derrida nicht: „Every utterance in a natural language, parasitic or not, is an instance of iterability, which is simply another way of saying that the type-token distinction applies to the elements of language.“ (*Rep*, 206)

Denn auch Repräsentation, so ließe sich mit Searle sagen, besteht in der Identifikation eines Vorkommnisses mit einem Typus: Wenn man sagt: „Es regnet“, so ist dies etwa eine Instanz eines grammatisch korrekten deutschen Satzes. Als Aussage betrachtet hat der Satz wiederum Wahrheitsbedingungen, nämlich ob es regnet oder nicht. Wenn der Satz als Handlung betrachtet werden soll, braucht er – wie Searle richtig sieht – Handlungsimplicationen, die er „conditions of satisfaction“ (*Int*, 164) nennt. Die Intelligibilität einer Äußerung hängt entsprechend entscheidend davon ab, ob auf diese die „type-token distinction“ in einem konventionellen Sinn – sei dieser grammatisch, prädikativ oder illokutionär (Kap. III.2) – angewandt werden kann. Nun ist die „type-token distinction“ offensichtlich auf gesprochene Sprache anwendbar und in einem anderen Sinn, nämlich dem der Autorschaft beziehungsweise des Ursprungs einer Äußerung, ist diese Unterscheidung ebenso auf Schrift anwendbar. Zudem gelten die formellen Bedingungen von Grammatikalität, Prädikativität oder Illokutionarität auch für geschriebene Texte. In diesem Sinn gibt es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen gesprochener Sprache und ihrer Verschrift-

¹⁵ Pradhan, „Minimalist Semantics“, 243.

¹⁶ Dazu sogleich mehr. Siehe vorab: Geoffrey Bennington, Jacques Derrida, *Jacques Derrida* (Paris: Seuil, 1991), 85f.

lichung hinsichtlich der „type-token distinction“, sondern, so Searle, lediglich eine Unterscheidung des Andauerns eines Vorkommnisses („phenomenon of the permanence of the text“, *Rep*, 200) im Gegensatz zu seiner gesprochenen Einmaligkeit.

Searle wirft Derrida somit vor, Folge und Ursache zu verwechseln: Denn die Ursache der Lesbarkeit eines Textes nach dem Tode seines Autors sei das Andauern gesprochener Worte als Schrift. Der Umstand der Wiederholbarkeit sei eine Folge dieses Andauerns. Der Gedanke dabei ist: Zunächst müsse etwas andauern – also zu mindestens zwei unterschiedlichen Zeitpunkten Bestand haben („permanence“) –, bevor Wiederholung – also der Bezug von einem der mindestens zwei Zeitpunkte auf den beziehungsweise einen anderen Zeitpunkt – möglich sei. Wiederholbarkeit habe demnach die Voraussetzung des Andauerns und nicht umgekehrt. Wiederholbarkeit, so Searle gegen Derrida, sei in jedem Fall keine Bedingung, um den Schriftbegriff hinreichend zu bestimmen:

The principle according to which we can wean a written text from its origin is simply that the text has a permanence that enables it to survive the death of its author, receiver, and context of production. This principle is genuinely “graphematic“. (*Rep*, 200f.)

Das graphematische Prinzip besteht nach Searle in der Möglichkeit, dass eine sprachliche Äußerung aus ihrem Entstehungskontext mitsamt dazugehörigem Autor und Empfänger herausgenommen wird *und zugleich fortbesteht* („permanence“). Es ist jedoch bereits angedeutet worden, dass das Fortbestehen als Identität des Gemeinten einer Äußerung gemäß der Derridaschen Lesbarkeit von Sprache von dieser unterminiert wird – und in diesem Sinn keinem „token“ ein „type“ zugeordnet werden kann, da es keine Identität aller „token“ geben kann, weil dies den unrechtmäßigen Einschluss von etwas irreduzibel Zukünftigem (noch Zeitlosem) bedeuten würde und also *formaliter* die Stillstellung von Zeit erforderte (vgl. Kap. III.3.3). Entsprechend hält auch Fish fest: „If this were not so, if a piece of writing or speech could only function in the context of its original production, it would not be a representation of that context

but a part of it; it would be a piece of presence.“¹⁷ Searle fordert, um es in lapidaren Worten auszudrücken, den Stillstand von Zeit.

In diesem Sinn ließe sich auf den Umstand verweisen, dass man Texte zwar je zugleich als „type“ und „token“ fasst, dass man dies aber recht besehen nicht tun kann, weil kontingente Ereignisse, die dem „token“ zustoßen, zugleich den „type“ verändern. Dafür ließe sich etwa auf die massenhafte Ausgabe von Hölderlins Gedichten an deutsche Soldaten während des Ersten Weltkriegs verweisen, wodurch der „type“ verändert wurde: Aus romantischen Gedichten wurde Propagandamaterial, um die Kriegslust zu befeuern. Derlei Informationen verändern – zumindest potenziell, in jedem Fall in nicht-intentionaler Weise – die Perspektive, die man auf diese Werke hat und in diesem Sinn sind „type“-verändernde Informationen für jedes schriftliche Werk und jede Äußerung denkbar. Gleiches ließe sich etwa in Bezug auf die Fußball-WM 2006 in Deutschland sagen: Diese wurde zunächst als „Sommermärchen“ gepriesen, durch die Enthüllung gezahlter Bestechungsgelder bei der WM-Vergabe nun jedoch entzaubert.¹⁸ Es geht hierbei also um die allgemeine Möglichkeit revidierender Einsichten. Diese wären, wenn Searles Theoriedesign zuträfe, gar nicht möglich.

Während Searle Derrida also einen falschen Schriftbegriff unterstellt, verweist Derrida auf die Irreduzibilität von Schrift als Möglichkeit, das heißt Lesbarkeit. Diese ist für Derrida eine Bedingung von Intelligibilität und folglich etwas, das überhaupt nicht falsch sein könne, weil Falschheit nur relativ zu einer Theorie über etwas (Sprache, Bedeutung, etc.) gegeben sei. In Fortführung der Bertramschen Diagnose lässt sich also eine *Theorie fortbestehender Bedeutung* (Searle), bei der Bedeutung identitätswahrend wiederholt werden kann oder nicht, einer *Theorie des Bedeutungsgeschehens* (Derrida) gegenüberstellen, in der die Möglichkeit der Wiederholung zugleich Bedeutung generiert. Worin beide Theorien übereinkommen, ist das Gegebensein von Bedeutung in jeder Wiederholung.

¹⁷ Fish, „With the Compliments of the Author“, 213.

¹⁸ Vgl. Jürgen Dahlkamp, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Jörg Schmitt, Jens Weinreich, „Das zerstörte Sommermärchen. Schwarze Kassen – die wahre Geschichte der WM 2006“, in: *DER SPIEGEL* 43 (2015), 10-20.

Man kann demnach, wie Moati, der Verführung erliegen, zu glauben: „[A]ussi bien Searle que Derrida *restent tous deux des penseurs attachés au concept d'intentionnalité*.“¹⁹ Dies ist aber eine Vereinfachung: Für Derrida ist Intentionalität eine Theoriefacette von Bedeutung (dazu: Kap. III.4.2) und soweit er diese Theoriefacette akzeptiert, ist er auch dem Konzept der Intentionalität verpflichtet – allerdings nur als Möglichkeit und nicht als Notwendigkeit der Intentionalität von Bedeutung. Searles Theorie ist folglich, was ihre Prämissen betrifft, ontologisch anspruchsvoller, da sie das Gegebenensein von Bedeutung *unabhängig* von der Pluralität ihrer Instanzen fasst: als Bestimmtheit des Gemeinten und somit als ontologische Voraussetzung dieser Instanzen (vgl. Kap. III.2.4). Derrida verweist umgekehrt darauf, dass eine solche Ontologie nur in Abhängigkeit ihrer Instanzen – und das heißt empirico-epistemisch – gedacht werden kann. Diesen systematischen Unterschied hat Searle später selbst eingeräumt (vgl. *LTD*, 648).

Entsprechend weist Derrida in seiner Antwort auf Searles „Reply“ darauf hin, dass sich Searles Kritik an seinem Schriftbegriff mit einer Pseudoposition auseinandersetze. Denn er selbst habe niemals behauptet, dass Wiederholbarkeit beziehungsweise Iterabilität eine hinreichende Bedingung zur Bestimmung des Schriftbegriffs darstelle:

It is strange that, after having recalled that *Sec* analyzed the characteristics *common* both to writing and speech, the *objection* is made that, from the standpoint of iterability, there is no difference: precisely the thesis of *Sec*, if there is one! (*Lim*, 182)

In diesem Sinn erläutert Derrida: „The demonstration of *Sec* moves in an area where the distinction between writing and speech loses all pertinence“ (*Lim*, 182). Searle kann Derrida also gar nicht den Vorwurf machen, kein trennscharfes Kriterium für den Schriftbegriff zu liefern, weil Derrida umgekehrt aufzeigen will, dass es ein

¹⁹ Moati, *Derrida/Searle*, 111.

solches gar nicht gibt.²⁰ Will man in diesem Sinn eine systematische Rekonstruktion eines Dissenses ermöglichen, so genügt es nicht, „Signature Événement Contexte“ einfach am „klassischen“ (Moati) Begriff der Schrift zu bemessen. Denn wie bereits gezeigt resultiert Derridas Schriftbegriff aus einer erkenntnistheoretischen Überlegung (vgl. Kap. III.3.2; dazu auch: Kap. III.4.3),²¹ in deren Folge der klassische Schriftbegriff als sprachphilosophischer Terminus nicht vorausgesetzt werden kann. Dies deshalb, da dieser selbst durch ein sprachtheoretisches Modell entsteht, das Schrift einfach als die fortgesetzte (andauernde) Anwesenheit („ladite présence“, *SEC*, 377; vgl. „permanence“, *Rep*, 200) gesprochener Sprache denkt.²²

Damit eröffnet sich aber der genuine Dissens zwischen Derrida und Searle. Denn für Searle lässt das graphematische Prinzip (vgl. *Rep*, 200f.) die Bedeutung der geschriebenen Äußerung intakt – insofern „permanence“ zugleich Fortbestehen der Sprecherintention heißt. Nach Searle sei der Umstand der Repräsentation demnach dafür verantwortlich, dass die Möglichkeit bestehe, eine Äußerung „apart from its meaning“ (siehe folgendes Zitat) zu betrachten.

²⁰ In diesem Sinn bemerkt auch Moati: „Le problème, c’est ce que nous comprenons au fur et à mesure de la lecture de *Sec*, reste que Derrida généralise un concept d’écriture qui n’a rien de directement commun avec le concept philosophique classique d’écriture que mobilise Searle d’où la mécompréhension de ce dernier.“ (Moati, *Searle/Derrida*, 96f.)

²¹ Norris weist darauf hin, dass Derridas Texte bisweilen aus einer Häufung von Beispielen und Behauptungen bestünden, dass diese scheinbare Argumentationslosigkeit aber stets von anderen, argumentativen Texten komplementiert würden: „For it remains the case that Derrida is only in a position to issue such statements when he has worked through the texts of philosophers from Plato to Husserl with the utmost argumentative rigor. And the same applies to those recent writings of Derrida – most of them intended for translation and aimed at an American readership – where he seems less concerned with arguments and cross-purpose exchange. Even here (most notoriously, in the ‚response‘ to John Searle) Derrida is resuming issues and problems that are worked over with meticulous care in his more ‚philosophical‘ texts.“ (Norris, „Philosophy is not just a ‚kind of writing‘“, 195)

²² Vgl. ebenso: Fish, „With the Compliments of the Author“, 213.

Dieses Prinzip habe jedoch gerade nichts mit Schrift zu tun, sondern nur mit Zitation:

But the principle according to which quotation (citation) allows us to consider an expression *apart from its meaning* is simply this: since any system of representation must have some representing devices whether marks, sounds, pictures, etc., it is always possible to consider those devices quite apart from their role in representation. [...] But again this possibility of separating the sign from the signified is a feature of any system of representation whatever; and there is nothing especially graphematic about it at all. (*Rep*, 201; eigene Hervorhebung, *P.F.*)

Für Derrida impliziert die Möglichkeit der Schrift nun gerade folgende Fraglichkeit: Ob nämlich die „possibility of separating the sign from the signified“ tatsächlich nur, wie Searle meint, „apart from their role in representation“ gegeben sei. Denn die Herausnahme einer Äußerung aus ihrem Entstehungszusammenhang – worin nach Searle Schrift besteht – bedeutet doch gerade die Unentscheidbarkeit ihrer „role in representation“ (vgl. Kap. III.3.2).²³ In diesem Sinn versteht Derrida Schrift nicht einfach als Wiederholung eines einmal Gesagten, sondern als Iterabilität, das heißt als „exploitation de cette logique qui lie la répétition à l’alterité“ (*SEC*, 375). Demnach gehe die Wiederholung einer Äußerung zugleich mit der Variabilität ihrer „role in representation“ einher. Das Bestehen dieser Möglichkeit reicht aber bereits hin, um Schrift nicht von Zitation unterscheiden zu können. Die erkenntnistheoretisch relevante Unterscheidung, um die es dabei geht, ist aber die nach einer Grenze von Kommunikabilität innerhalb der Sprache – ob

²³ So auch Moati: „[L]’inscription écrite implique une *indécidabilité* sur les sens de la séquence de signes retranscrite dans un contexte différant de son contexte intentionnel de départ. La primordialité d’une telle indécidabilité sur la signification, permet à Derrida de déconstruire le mythe d’une convergence pragmatique des interlocuteurs dans la communication.“ (Moati, *Derrida/ Searle*, 58)

also Schrift, die zum Zwecke der Kommunikation eingesetzt wird, von Zitation prinzipiell unterscheidbar ist.²⁴

Dies ist aber die Frage nach dem Kontext, wie Geoffrey Bennington bemerkt: „[U]n concept qui sert habituellement à penser la limite entre texte et hors-texte est celui de contexte“.²⁵ Das, was einem Text innerlich ist, ist nach Searle aber die Frage nach dem Gemeinten eines Textes: diese Frage geht nicht davon aus, wie ein Text verstanden werden kann (in der Vielfalt möglicher Kontexte), sondern nur wie er in einem dem Gemeinten angemessenen Kontext zu verstehen ist. Die von Searles Theorie beanspruchte Notwendigkeit der Angemessenheit dieses Kontextes kann aber nicht erklären, was sie voraussetzt – nämlich Kontextualität. So auch Bennington: „Un énoncé qu'on ne pourrait pas citer dans un autre contexte n'en serait pas un, car un énoncé n'existe que par la possibilité de répétition dans l'altérité“.²⁶ Umgekehrt, auch dies sieht Bennington, ließe sich von Searle aus einwenden, dass es Kontextualität – also die Möglichkeit einer Äußerung je etwas (anderes) zu bedeuten – nicht gäbe, wenn es nicht auch ein System gäbe („any system of representation“, *Rep*, 201), dass wiederum Kontextualität ermöglichte.²⁷ Für Searle ist dies die konventionelle Ordnung der Sprache, die er in seiner „Reply“ gemäß der „type-token distinction“ fasst und von der ausgehend er nicht nur die Eigenschaften seines sprechakttheoretischen Systems rechtfertigt, sondern auch die Unterscheidung von Schrift und gesprochener Sprache. In diesem Sinn, so Searle, müsse Kontextualität als Bedingung der Möglichkeit von Konventionalität zugleich mit dieser kompatibel sein und entsprechend müsse Schrift als Andauern dieser Kompatibilität gefasst werden.

²⁴ Dies sieht der Sache nach auch Wetzel: „Was Derrida [...] infrage stellt, sind die Grenzen zwischen Wahrheitskonstatierung und performativer Inszenierung eines Textes, oder noch deutlicher: zwischen Zeugnis und Fiktion.“ (Wetzel, *Derrida*, 55)

²⁵ Bennington, Derrida, *Jacques Derrida*, 83.

²⁶ Ebd., 84.

²⁷ Vgl., ebd., 85f.

Dazu hält Bennington fest: „Derrida ne le nierait nullement. Mais il ferait sûrement remarquer [...] pourquoi la déconstruction [...] ne peut se contenter de l'idée de conditions de possibilité“.²⁸ Denn der im Sinne Searles vorgetragene Einwand setzt voraus, was Derrida von Beginn an in Zweifel gezogen hat: die transzendente Bestimmbarkeit des Begriffs des Kontextes. Denn jede Bestimmung des Kontextes ist selbst kontextuell, also abhängig von den Umständen, in denen diese Bestimmung vollzogen wird. Demnach sind die Bedingungen der Möglichkeit, den Begriff des Kontextes zu bestimmen, unendlich.²⁹ Searles Bestimmung des Kontextes gemäß der Typ-Token Unterscheidung muss aber eine einmal gültige Instanz der Kontextbestimmung voraussetzen, damit diese als andauernd gedacht werden kann – sonst gibt es keinen „type“, auf den „token“ bezogen werden könnten. Diese Voraussetzung ist aber mit den Formulierbarkeitsbedingungen von Kontextualität nicht kompatibel, weil diese gerade besagt, dass ein als Typ gedachter Kontextbegriff selbst nur kontextuell konstituierbar ist und somit immer schon eine Instanz eines möglichen Kontextverständnisses innerhalb unendlich vieler Kontextualisierungen ist. Die Bedingung der Möglichkeit seiner Bestimmbarkeit ist daher in einem transzendentalen Sinn zugleich eine Bedingung seiner Unmöglichkeit.³⁰

Dieser paradoxe Zusammenschluss transzendental-*a*transzendentaler Bedingungen kennzeichnet die Begriffsbestimmung des Kontextes und folglich der Schrift und der Sprache. Das heißt, um es klarzustellen, dass es kontextuelle Bestimmtheit gibt – allerdings nur unter der Voraussetzung ihrer unendlichen Endlichkeit (vgl. Kap. III.3.3), mithin ihrer unendlichen Funktionalität. In diesem Sinne hebt Moati hervor:

²⁸ Ebd., 86.

²⁹ So auch Bennington: „Notons d'abord que la tâche de rétablir un contexte est en droit infinie et conduirait aux paradoxes illustrés dans le conte de Borges intitulé ‚Funes el memorioso‘.“ (Ebd., 86)

³⁰ Was Derrida deutlich formuliert: „Mais la condition de possibilité de ces effets est simultanément, encore une fois, la condition de leur impossibilité, de l'impossibilité, de l'impossibilité de leur rigoureuse pureté.“ (SEC, 391)

Il est fréquent de caricaturer la position de Derrida en lui attribuant l'argument d'après lequel la présence n'existerait pas. Au contraire Derrida est un *penseur de la présence*, il est même *le* penseur de la présence, c'est-à-dire le seul à avoir pris fait et cause pour la fragilité temporelle de celle-ci.³¹

Entsprechend gibt es keine transzendente Instanz sondern eine je nur empirisch-kontextuelle, die die Bedeutung eines Schriftstücks bestimmt. Dies entspricht zugleich der Annahme der empirischen Öffentlichkeit von Sprache im Sinne des Natürlichen Realismus. Entsprechend folgert Derrida, Schrift bestehe gerade „en l'absence de tel ou tel, donc à la limite de tout ‚sujet‘ empiriquement déterminé“ (*SEC*, 375). Gerade um der empirischen Schriftöffentlichkeit willen darf also die Abwesenheit des Autors selbst nicht empirisch gedacht werden:

Et cette absence n'est pas une modification continue de la présence, c'est une rupture de présence, la „mort“ ou la possibilité de la „mort“ du destinataire inscrite dans la structure de la marque (c'est à ce point, je le note au passage, que la valeur ou l'„effet“ de transcendance se lie nécessairement à la possibilité de l'écriture et de la „mort“ ainsi analysées). (*SEC*, 375)

Demnach – so schließt Derrida seinen Vortrag – sei Geschriebenes und Geäußertes im Sinne einer Unterschrift zu verstehen: „Par définition, une signature écrite implique la non-présence actuelle ou empirique du signataire.“ (*SEC*, 391) Zugleich weise eine Unterschrift auf die Notwendigkeit hin, die Abwesenheit des Urhebers einer Botschaft zu kompensieren: Seine Abwesenheit müsse als Anwesenheit gefasst werden; die Intentionalitätslosigkeit der Schrift müsse intentional gefasst werden. Insofern verbürge die Unterschrift „un maintenant futur, donc dans un maintenant en général, dans la forme transcendantale de la maintenance [...]: la reproductibilité pure d'un événement pur“. (*SEC*, 391).

Diese „temporalité fort complexe de l'écriture“³² sei die Bedingung (vgl. Kap. III.3.3) einer öffentlichen Sprache, in der das, was

³¹ Moati, *Derrida/Searle*, 100.

³² Bennington, Derrida, *Jacques Derrida*, 145.

ein Sprecher meint, anders verstanden werden kann (aber nicht anders verstanden werden muss) als dieser es meint.

III. 4.2. Bedeutung und Theorie

Inhalt des Unterkapitels

Es gilt nun die unterschiedlichen Bedeutungsbegriffe zu analysieren, mit denen Searle und Derrida in der Debatte operieren. Searles engem – weil intentionalistisch gefassten – Bedeutungsbegriff steht Derridas weiter – weil kontextuell-funktional gefasster – Bedeutungsbegriff gegenüber. Dabei zeigt sich, dass es nicht genügt, diese Unterscheidung nur sprachphilosophisch zu betrachten: Sie ist jeweils Teil eines allgemeinen Theorieverständnisses, das es abschließend zu untersuchen gilt.

Searle formuliert nun einen Einwand, den Derrida später als „logic of ‚all or nothing‘“ (*An*, 117) bezeichnet hat:

It seems to me quite plain that the argument that the author and the intended receiver may be dead and the context unknown or forgotten does not in the least show that intentionality is absent from written communication; on the contrary, intentionality plays exactly the same role in written as in spoken communication. (*Rep*, 201)

Darauf hat Derrida zunächst Folgendes geantwortet: „I must first recall that *at no time* does *Sec* invoke the *absence*, pure and simply, of intentionality.“ (*Lim*, 193) Wie bereits angezeigt, beruht Derridas Überlegung darauf, dass zwischen beiden Paradigmen kein strukturell-notwendiger, sondern ein lediglich empirisch-möglicher Unterschied besteht. Dies bedeutet zugleich, dass auf einer strukturell-notwendigen Theorieebene kein Unterschied besteht – ohne dadurch die Möglichkeit eines empirischen Unterschieds auszuschließen. Wenn aber zwischen Intentionalität und Nicht-Intentionalität kein struktureller Unterschied besteht, dann kann sich Derrida durchaus Searles Äußerung anschließen, wonach gelte: „[I]ntentionality plays exactly the same role in written as in spoken communication.“ Im Folgenden gilt es aber zu zeigen, dass Searle

diese Aussage – anders als Derrida – strukturell-notwendig versteht.

Was Searle und Derrida in jedem Fall unterscheidet, ist die Art und Weise der Begründung der Intelligibilität von Sprache. Für Searle besteht diese in einer je kontextkompatiblen Intentionalität: Der intentionale Bezug auf diese Regeln garantiere als intentionaler Bezug schon die Intelligibilität des Gesagten im Sinne des Gemeinten; dies kulminiert – wie gesehen (Kap. III.2.1) – in Searles „principle of expressibility“ (SA, 19). Für Derrida kann der intentionale Bezug auf diese Regeln keine Garantie des Gesagten im Sinne des Gemeinten etablieren, weil der intentionale Standpunkt die Regelmäßigkeit der Sprache nicht kontrollieren kann – da es dafür einen transzendentalen Kontextbegriff geben müsste (vgl. III.4.1). In diesem Sinn hält auch Moati fest:

[P]uisque pour Searle l'itération des conventions assure l'intelligibilité intentionnelle du langage, là où pour Derrida au contraire l'itération des conventions se révèle [...] le ressort d'une puissante subversion de l'ontologie du Même: l'itération appelant toujours de nouveaux sens à venir au-delà des prédications du système conventionnel de la langue [...].¹

Entsprechend nimmt Searle, um seine Begründung plausibel zu machen, in seinen Beispielen Bezug auf die aus Sicht Derridas je nur relative – weil empirisch kontextuelle – Transparenz der Sprecherintentionalität; etwa wie folgt:

Suppose you read the sentence, „On the twentieth of September 1793 I set out on a journey from London to Oxford.“ Now how do you understand this sentence? To the extent that the author said what he meant and you understand what he said you will know that the author intended to make a statement to the effect that on the twentieth of September 1793, he set out on a journey from London to Oxford, and the fact that the author is dead and all his intentions died with him is irrelevant to this feature of your understanding of his surviving written utterances. (Rq, 201)

Was aus Derridas Sicht an dieser Ausführung bemerkenswert ist, ist die Frage nach dem „extent“ („to the extent that the author said

¹ Moati, *Derrida/ Searle*, 152.

what he meant“),² die Searle hier als beantwortet – beziehungsweise, wie Derrida sagt, als „conscious or present to itself (actualized, fulfilled, and adequate)“ (*Lim*, 249) – erachtet. Aus Derridas Überlegung folgt zwar, dass es so ablaufen kann, wie Searle dies darlegt (relative Transparenz der Sprecherintentionalität) – denn empirisch ist die Möglichkeit irreduzibel gegeben, dass ein hierfür adäquater Kontext vorliegt. Dabei handelt es sich aber um eine empirische Möglichkeit und nicht um eine strukturelle Notwendigkeit. Denn es ist ebenso empirisch möglich, dass der „extent“, in dem „the author said what he meant“, fragwürdig ist – in diesem Sinn ist bereits auf Stekeler-Weithofers Kritik an Searle unter Bezug auf die „limits of immediate self-knowledge“³ eingegangen worden. Ebenso ist es möglich, dass das Ausmaß fragwürdig ist, in dem man wissen kann, dass der Autor über entsprechende Intentionen verfügt („you will know that the author intended to make a statement“). Die Möglichkeit, dass ein Autor nicht weiß, was er sagt (vgl. Kap. III.2.4) – etwa weil er nur ein partielles Wissen von der Situation hat, in der er sich befindet – ist aber eine empirische Möglichkeit, die es anzuerkennen gilt und von der ausgehend es sich folglich verbietet, diejenige andere empirische Möglichkeit schon als strukturelle Notwendigkeit zu betrachten – nämlich dass ein Sprecher jederzeit weiß, was er sagt.⁴

² Derrida hat „To the extent“ in seinem eigenen, mit handschriftlichen Notizen versehenem Exemplar von Searles „Reply“ umkringt und darüber „crucial“ geschrieben. Neben dem gesamten Satz steht „analyser“. Außerdem sind „intended“ (rund) und „to this feature“ (rechteckig) umrandet; „to the effect“ ist unterstrichen. Vgl. „Limited Inc....a b c (marked copy of Searle’s text)“, in: Derrida Archive, University of California Irvine (UCI): Critical Theory Archive, Box 62/Folder 12, 9.

³ Stekeler-Weithofer, „Meaning, Intention, and Understanding“, 126.

⁴ Man könnte diesen Gedanken nun im Sinne von Unter- und Unbestimmtheit ausbuchstabieren: So ist es relativ plausibel, dass das Situationswissen eines Sprechers unterbestimmt ist. (In den wenigsten Fällen weiß ein Sprecher all das über eine Situation, was auch andere über diese wissen.) Dieser Gedanke radikalisiert sich nun, wenn man die Möglichkeit nicht ausschließen kann, dass eine Situation nicht nur unterbestimmt, sondern unbestimmt ist. Dies ist aber insofern plausibel, als sich Situationen

Wenn man nicht sieht, dass diese andere Möglichkeit (der intentionalen Unkontrollierbarkeit von Sprache) existiert, dann hat man nicht nur ein empirisch unvollständiges Modell, sondern überhaupt kein empirisches, sondern ein apriorisches Modell, welches übersieht, dass ihr eigenes Thema eine empirische Möglichkeit *unter anderen* beschreibt. Diesen Fehler müsse man sehen „and not simply confuse, as Sarl[sic!]⁵ does, the necessary with the possible“ (*Lim*,

jederzeit in unvorhersehbarer Weise – etwa durch Handlungen von an dieser Situation (noch) nicht beteiligten Akteuren – verändern können. Dann kann sich eine Situation jederzeit vollkommen ändern. Nun ist aber nur sehr schwer zu sehen, wie ein solches „context-change potential“ (vgl. Stalnaker, *Context and Content*, 11) in das Wissen, das ein Sprecher von einer Situation hat, integriert werden kann: Man müsste dazu alle Handlungsoptionen aller an einer Situation beteiligten und potenziell beteiligten Akteure sowie die Wechselwirkungen etwaiger Handlungen kennen. Ein solches Wissen grenzte aber an ein gottgleiches Allwissen, das mit der epistemischen Fallibilität der *species humana* unverträglich wäre.

⁵ Derrida nennt Searle in „Limited Inc“ ab einem bestimmten Punkt „Sarl“: „I decide here and from this moment on to give the presumed and collective author of the *Reply* the French name ‚Société à responsabilité limitée‘ – literally, ‚Society with limited Responsibility‘ (or Limited Liability) – which is normally abbreviated to *Sarl*.“ (*Lim*, 170) Dies rechtfertigt Derrida vordergründig damit, dass Searle die „Reply“ nicht alleine geschrieben habe, sondern mit Unterstützung anderer, was Searle in einer Fußnote vermerkt: „I am indebted to H. Dreyfus and D. Searle for discussion of these matters.“ (*Rep*, 208, Fn.1) In diesem Sinn vermerkt Derrida: „[I]t will have the supplementary advantage of enabling me to avoid offending individuals or proper names in the course of an argument that they might now and then consider, wrongly, to be polemical.“ (*Lim*, 170) Inwiefern dieser Umstand ferner als Teil einer sachlichen Diskussion im Sinne relevanter systematischer Unterschiede zu betrachten ist – wie Derrida meint: „because these questions are not extraneous to our debate“ (*Lim*, 166) – oder als Teil einer emotionalen Kränkung, die Derrida durch den Ton von Searles „Reply“ erfahren hat – Stichwort: „aggressivity“ (*Lim*, 169) – darüber lässt sich auch an dieser Stelle nur spekulieren. Symptomatisch sind hier Cavells Einschätzungen, die diese Spannung eher wiedergeben als sie aufzulösen: „Derrida’s ‚Signature Event Contexte‘ came to my attention when its translation was published together with John Searle’s reply to it, and then Derrida’s reaction in turn to that reply,

185). So weist Derrida darauf hin, dass es im Sinne der Schrift ebenso möglich sei, eine Äußerung ohne die Gewissheit einer bestimmten Sprecherintention zu verstehen:

[N]one of all this either constitutes or requires a full understanding of the *meaningfulness* of this phrase, in the sense of the complete and original intentionality of its meaning (-to-say), any more than for the phrase, „I forgot my umbrella“, abandoned like an island among unpublished writings of Nietzsche. [...] A thousand possibilities always remain open even if one understands something in this phrase that makes sense (as a citation? the beginning of a novel? a proverb? Someone else's secretarial archives? An exercise in learning a language? The narration of a dream? An alibi? A cryptic code – conscious or not? The example of a linguist or of a speech act theoretician letting his imagination wander for short distances, etc.?)[...] (*Lim*, 201)

Neben dem Beispielsatz, den Searle in die Debatte einwirft („On the twentieth...“) und dem Beispiel, das Derrida in seiner Diskussion dieses Einwurfs (*Lim*, 198-218) einbringt („I forgot my umbrella“), diskutieren beide (*Reply*, 203; *SEC*, 381) außerdem den Beispielsatz „le vert est ou“ (vgl. auch die Diskussion dieses Beispiels in Kap. II.4.3). In jedem der drei Fälle wiederholen Searle und Derrida schließlich ihre jeweiligen Manöver: Während Searle versucht, diese Äußerungen als intentionale Sprechakte zu verstehen – und wenn dies nicht möglich ist, ihnen den Status als bedeutungsvolle Äußerungen abzuerkennen: „[I]t does not mean anything“ (*Rep*, 203), versucht Derrida umgekehrt – gemäß der gerade erwähnten „thousand possibilities“ (*Lim*, 201) –, empirisch mögliche Entstehungszusammenhänge dieser Äußerungen dergestalt zu

in the opening two numbers of *Glyph*, in 1977, some six years after its appearance in French. [...] I had begun making my way through Derrida's *Grammatology*, with alternations of excitement and of perplexity, and sensing the causes of his notoriety. [...] Searle's reply seemed to me – what should I say? – not exactly unexpected; but when Derrida proved to be so enraged by it (you could call it amused, but *that* amused?) it made me wonder about Derrida's stake in responding to Austin. If you unquestionably admire Derrida then his theatrical response to Searle can seem hilarious and devastating, high intellectual slapstick.“ (Cavell, „Seminar on ‚What did Derrida Want of Austin?‘“, 67)

rekonstruieren, dass die vermeintlich bestimmte Intentionalität oder vermeintliche Nicht-Intentionalität einer Äußerung indefinit viele, unterschiedliche Bedeutungen haben kann:

Non seulement dans le cas contingent où, par la traduction de l'allemand en français „le vert est ou“ pourra se charger de grammaticalité, ou (*oder*) devenant à l'audition *où* (marque de lieu): „Où est passé le vert (du gazon : le vert est où)“, „Où est passé le verre dans lequel je voulais vous donner à boire ?“. Mais même „le vert est ou“ (*the green is either*) signifie encore *exemple d'agrammaticalité*. (SEC, 381).

Unter der Voraussetzung, dass allein intentionale Sprechakte bedeutungsvoll sind, kommt Searle diesbezüglich zu einem anderen Schluss:

The sequence „le vert est ou“ does not MEAN an example of ungrammaticality, it does not mean anything, rather it IS an exemple of ungrammaticality. The relation of meaning is not to be confused with instantiation. This mistake is important because it is part of his generally mistaken account of the nature of quotation, and his failure to understand the distinction between use and mention. The sequence „le vert est ou“ can indeed be *mentioned* as an example of ungrammaticality, but to mention it is not the same as to *use* it; indeed it is not used at all. (Rep, 201)

Demnach stellen Searle und Derrida zwei Bedeutungsbegriffe einander gegenüber: Für Searle ist Bedeutung dasjenige, wozu Sprache intentional verwendet wird, um Handlungen auszuführen („use“). Für Derrida ist diese Bedeutung eine Möglichkeit von Sprache, aber auch die Möglichkeit sprachlichen Selbstbezugs – als Zitat oder Erwähnung – gehört hierzu.

In diesem Disput um die rechte Beschreibung von Bedeutungsbeispielen tritt nun zutage – wie Baz grundsätzlich festhält –, „that in some famous philosophical thought experiments the question is precisely, how to describe the case: not one description, or judgement, is treated as an undisputed theoretical starting point“.⁶ Dieser Befund spricht dann aber für Derrida und gegen Searle, weil Iterabilität gerade erklärt, wie es möglich ist, dass unterschiedliche

⁶ Baz, „Recent Attempts to Defend the Philosophical Method of Cases and the Linguistic (Re)Turn“, 117.

theoretische Standpunkte miteinander um die Beschreibung eines Phänomens – hier: von Bedeutung – konkurrieren können. Searles g-Repräsentationalität würde in dieser Hinsicht hingegen immer innerhalb eines „undisputed theoretical starting point“ verharren (vgl. Kap. III.3.3).

Dennoch lassen sich Einwände gegen Derridas weiten Bedeutungsbegriff formulieren (was auf einer meta-theoretischen Ebene allerdings wiederum als Bestätigung von Iterabilität gefasst werden kann): So kommentiert Moati in dieser Gegenüberstellung von Bedeutungsbegriffen, Derrida müsse einen maximalen (nämlich intentionalen *plus* nicht-intentionalen) Bedeutungsbegriff unterstellen:

Seule la déconstruction considère la signification comme le paradigme universel de tout système de langage. [...] Derrida croit que toute langue et tout langage sont réglés sur le primat exclusif de la signification, ce qui n'est pas le cas: le système de la langue règle aussi la répétition de ses éléments *dans la mention*.⁷

Der Verdacht steht also im Raum, dass die von Derrida behauptete Lesbarkeit der Sprache im Sinne ihrer Schriftlichkeit auf einem „primat exclusif de la signification“ beruht. Dies darf – neben obigen Beispielen – gerade als der entscheidende Streitpunkt verstanden werden, wenn es um die Beschreibung der Position Austins geht. Dabei erkennt Derrida, laut Moati „rétroactivement“ (vgl. Kap. III.1) nicht in Austin, sondern in Searle seinen Gegner.⁸ Der Sache nach geht es bei diesem Streit darum, ob es für eine Sprachphilosophie hinreicht, allein Sprechakte – im Sinne ihrer moralischen Tieferlegung (vgl. Kap. III.2.1.1) – als theoretisch relevant zu erachten und alle anderen Fälle, wie etwa das Rezitieren eines Textes durch einen Schauspieler, als parasitär zu kennzeichnen (vgl. *SEC*, 386; *Rep*, 203f.). Dies kann als *Austin-Searlsche Exklusionsthese* gefasst werden:

Language in such circumstances is in special ways – intelligibly – used not seriously, but in ways *parasitic* upon its normal use – ways which fall under

⁷ Moati, *Derrida/Searle*, 105.

⁸ Ebd., 130.

the doctrine of the *etiolations* of language. All this we are *excluding* from consideration. Our performative utterances [...] are to be understood as issued in ordinary circumstances. (HTW, 22)

Gemäß Derrida handelt es sich dabei jedoch je um eine natürliche Möglichkeit der Sprache, das heißt, dass beide empirische Möglichkeiten („parasitic“/ „normal use“) in gleichem Maß für eine Theorie der Sprache relevant sind, da beide demselben Möglichkeitsraum unterliegen. In diesem Sinne hält auch Fish fest:

A pure performative would be one that was *assured* of success because a combination of verbal explicitness, a clear-cut context, and a transparency of intention so constrained its reception that there was no room for doubt and therefore no need for interpretation. Derrida's argument is that the optimal conditions that would be required for such a success do not exist because the risk attending the so-called impure cases – cases in which illocutionary force must be inferred through a screen of assumptions rather than read out directly – is constitutive of all cases.⁹

In diesem Sinn kritisiert Derrida den – zunächst bei Austin entdeckten und dann auf Searle bezogenen – Begriff der *Ordinary Language*: „[Q]ue signifierait un langage ‚ordinaire‘ défini par l'exclusion de la loi même du langage ?“ (SEC, 387) Searle verteidigt Austins Exklusion daraufhin als „research strategy“ (Rep, 205), das heißt als einen nur temporären Ausschluss bis zum Vorliegen einer „general theory [...] which Austin did not live long enough to develop himself“ (Rep, 205). Searle verweist, wie bereits angemerkt, anschließend auf seine eigene Arbeit zu fiktionalen Sprechakten, mit denen diese Lücke geschlossen worden sein soll (vgl. Kap. III.2.1.2). Wie gesehen, kann Searle diese Lücke aber nicht schließen – man erinnere sich an die Analyse Fishs: „[T]he category ‚work of fiction‘ finally has no content“.¹⁰ Dass Fish aber überhaupt zu dieser Einschätzung kommen kann, erklärt sich aus Searles restriktivem Bedeutungsbegriff, der eben am paradigmatischen Fall des Versprechens als ernst gemeintem Sprechakt orientiert ist und im Sinne vorangegangener Distinktionen (Kap. III.2)

⁹ Fish, „With the Compliments of the Author“, 211.

¹⁰ Ders., „How To Do Things with Austin and Searle“, 236.

als *g-Bedeutung* bezeichnet werden kann. Derrida vertritt demgegenüber einen weiten Bedeutungsbegriff, da seine Fragestellung nicht an einer einzigen empirischen Möglichkeit, eine Äußerung zu verstehen – dem Fall, in dem Meinen und Sagen einander entsprechen –, orientiert ist. Viel eher handelt es sich hierbei um eine Orientierung an der Vielfalt empirischer Möglichkeiten, denen zufolge einmal Gesagtes einer Fülle von Gemeintem entsprechen kann:¹¹ „[L]’horizon sémantique qui commande habituellement la notion de communication est excédé ou crevé par l’intervention de l’écriture, c’est-à-dire d’une *dissemination* qui ne se réduit pas à une *poly-sémie*.“ (*SEC*, 392)¹²

Entsprechend fasst Derrida den Gebrauchsbegriff der Bedeutung als theoretische Beschränkung empirischer Möglichkeiten. Erkenntnistheoretisch ist dies nun deutlicher als Unmöglichkeit eines hinreichenden Grundes von Mitteilbarkeit zu fassen. Dafür spricht die irreduzible Kontingenz von Missverständnissen – die nach Derrida auch in der Debatte mit Searle selbst zutage tritt.¹³ Denn wenn Missverstehen empirisch ebenso möglich ist wie Verstehen, dann müssen beide Möglichkeiten auch theoretisch gleichermaßen berücksichtigt werden. Der Grundbaustein einer solchen Theorie

¹¹ Auch Bertram hält fest: „Diese Theorie [Derridas] entwickelt besonders die These, dass irreduzible Differenzen von unterschiedlichen Bedeutungsgeschehen nicht gedacht werden können, dass sich aus der fundamentalen Funktion von differenzierenden Bewegungen auf eine gewisse Einheit von Bedeutungsgeschehen schließen lässt.“ (Bertram, *Hermeneutik und Dekonstruktion*, 19)

¹² Vgl. zu Derridas Begriff der Dissemination: Welsch, *Vernunft*, 289f.

¹³ So jedenfalls ist Derridas rhetorische Frage in „Limited Inc“ zu verstehen: „[I]f a misunderstanding (for example, of Austin’s theses) is possible, if a *mis-* in general (‘mistake’, ‘misunderstanding’, ‘misinterpretation’, ‘misstatement’, to mention only those included in Sarl’s list of accusations, from the first paragraph on) is possible, what does that imply concerning the structure of speech acts in general?“ (*Lim*, 171) Die Rhetorik dieser Frage hat Norris wieder aufgenommen: „What sense can we make of speech-act philosophy, given its commitment to motions of determinate meaning and context, if such misunderstandings are not merely a frequent occurrence but an *inbuilt possibility* of language?“ (Norris, „Philosophy is not just a kind of writing“, 195)

muss dann aber derart sein, dass Gesagtes zugleich Gemeintes und Nicht-Gemeintes ist. Dies entspricht der früher gemachten Feststellung, dass Repräsentation mit Repräsentationslosigkeit einhergeht (Kap. III.3.2).

Einen solchen Baustein in theoretischer Hinsicht nicht anzuerkennen betrachtet Derrida als *Normierung*,¹⁴ nämlich als teleologische Annahme einer – im Sinne von Austins „our word is our bond“-Theorem – zwar moralisch (*nicht* ethisch, vgl. zu dieser Unterscheidung Kap. IV.4) wünschenswerten, aber kontingenten Möglichkeit: Denn das Gemeinte einer Äußerung kann zwar Sinn und Zweck sowie moralische Verpflichtung einer Äußerung sein – aber Iterabilität besagt, dass eine Äußerung auch ohne diese Annahmen funktioniert. Die theoretische Exklusion dieser empirischen Möglichkeit fasst Derrida folglich als „incertitude théorique et intéressée“ (*SEC*, 389) des Begriffs des Kontextes, da diesem die Aufgabe zufalle, die „incertitude“ – also die Möglichkeit, dass eine vermeintlich hinreichende Bedingung (die Intentionalität von Bedeutung) tatsächlich nur notwendig ist – auf theoretischer Ebene auszuschießen. Dieses Manöver – das bereits als „the logic of ‚all or nothing‘“ gekennzeichnet worden ist – betrachtet Derrida aber zugleich als notwendig, wenn man eine Theorie – etwa der Intentionalität, das heißt der Möglichkeit einer Entsprechung von Sagen und Meinen – aufstellen will:

But it is true, when a concept is to be treated as a concept I believe that one has to accept the logic of all or nothing. [...] Whenever one feels obliged to stop doing this (as happens to me when I speak of *différance*, of mark, of supplement, of iterability and of all they entail)[...], it is *better* to

¹⁴ Gegen Moati – der an dieser Stelle von einem Missverständnis Derridas ausgeht, wenn dieser Searles Konventionalismus als Normativität betrachtet – sei darauf verwiesen, dass Moati Derridas erkenntnistheoretischen Ausgang nicht mitvollzieht (vgl. Kap. III.1) und die folglich tieferliegenden Gründe für diese Identifikation übersieht (Kap. III.3.2). Vgl. Moati: „La thèse derridienne portant sur l'intentionnalité revient à faire de la présence la *norme du sens*, là où Searle considère que c'est la *convention* qui fixe la portée intentionnelle d'une énonciation.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 116)

make explicit [...] the reasons one has for doing so, for thus changing the rules and the context of discourse. (*Aw*, 117)

Derrida unterscheidet in diesem Sinn zwei Begriffe des Begriffs.¹⁵ Im Anschluss daran müssen aber auch zwei Begriffe von Bedeutung unterschieden werden: einer, der dem paradigmatischen Fall eines Sprechaktes folgt, in dem ein Sprecher intentional von den Regeln der Sprache Gebrauch macht, um sich zu verständigen, und ein anderer, in dem der Unterschied zwischen diesem Paradigma und etwa dem des Erwähnens, des Zitierens fragwürdig wird. Das Ziehen einer Grenze zwischen Fragwürdigkeit und Nicht-Fragwürdigkeit der Anwendbarkeit eines Paradigmas, kann in diesem Sinn stets nur unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen einer Anwendung erfolgen. Nur unter dieser Voraussetzung können Anwendungen falsch oder richtig sein. Entsprechend ist die Falschheit oder Richtigkeit eines Paradigmas nichts, was allgemein ausgesagt werden kann, sondern nur von Fall zu Fall, das heißt empirisch.

Was Derrida meint, ist somit, dass die Möglichkeit der Fragwürdigkeit, wie etwas zu verstehen ist (eine Äußerung, ein Satz, aber auch: eine Annahme, eine Theorie), nur kontextuell ausgeräumt werden kann. In diesem Sinn hält Derrida in Hamletischer Manier fest: „Serious? Not serious? That is the question“ (*Lim*, Fn. 1, 254). Um dies zu entscheiden bräuchte man schon ein Wissen – oder wie Derrida an anderer Stelle sagt (*VP*, 73): einen Rahmen (vgl. Kap. IV.4) –, der vorab alle Möglichkeiten, wie etwas zu verstehen ist, bestimmte. Dann aber wäre Wissenserwerb unmöglich (vgl. Kap. III.3.1). Um diese Möglichkeit offen zu halten, muss ein solches meta-kontextuelles Wissen grundsätzlich problematisch sein, denn ein solches Wissen wäre ein Rahmen aller Kontexte, der die Grenze zwischen Fragwürdigem und Nicht-Fragwürdigem in einer konkre-

¹⁵ In diesem Sinn spricht Derrida vom „strange status“ (*Aw*, 117) des Begriffs der Iterabilität: „Like that of ‚differance‘ and several others, it is aconceptual concept or another kind of concept, heterogenous to the philosophical concept of the concept, a ‚concept‘ that marks both the possibility and the limit of all idealization and hence of all conceptualization.“ (*Aw*, 118)

ten Situation je schon bestimmte. Er bedeutete zugleich einen Stillstand der Zeit (Kap. III.3.3). Diese Grenze – der Rahmen – muss demnach als theoretische Größe unbestimmt bleiben: „Or ce cadre est problématique. Je ne sais pas ce qui est essentiel et accessoire dans une œuvre. [...] Où le cadre a-t-il lieu. A-t-il lieu. Où commence-t-il. Où finit-il. Quelle est sa limite interne. Externe. Et sa surface entre les deux limites.“ (VP, 73)

Wie gesehen: Es geht Derrida nicht darum, eine Logik des Zitierens gegen eine Logik des intentionalen Sprechaktes auszuspielen; dies käme dem Missverständnis gleich, Derrida wolle das Paradigma gesprochener Sprache durch das Paradigma der Schrift ersetzen. Umgekehrt geht es Derrida vielmehr darum, dass sich die Intelligibilität einer Äußerung weder im Paradigma des Gebrauchs, noch in dem der Schrift erschöpft. Es geht Derrida in diesem Sinn nicht um dieses oder jenes Paradigma, sondern um die generelle Möglichkeit und Begrenztheit theoretischer Modellierung (Kap. III.3.2), die ihm zufolge in *erkenntnistheoretischer Hinsicht* als Lesbarkeit zu fassen ist:

To take up once again several examples central to this debate, the discourse that seems problematic to me – and Searle’s is only one example of it – neither can nor should avoid saying: it’s serious *or* nonserious, ironical *or* nonironical, present *or* nonpresent, metaphorical *or* nonmetaphorical, intentional *or* nonintentional, parasitic *or* nonparasitic, citational *or* noncitational, promissive *or* nonpromissive, etc. To this oppositional logic, which is necessarily, legitimately, a logic of „all or nothing“ and without which the distinction and the limits of a concept would have no chance, I oppose nothing, least of all a logic of *approximation* [*à peu près*], a simple empiricism of difference in degree; rather I add a supplementary complication that calls for other concepts, for other thoughts beyond the concept and another form of „general theory,“ [...]. (Aw, 117)

Derridas weiter Bedeutungsbegriff ist demnach überhaupt keine Ausweitung von Searles Bedeutungsbegriff. Denn letzterer geht aus von der Bestimmtheit des Sagen-Könnens, dessen, was man meint (vgl. „principle of expressibility“, SA, 19). Von *dieser* Bestimmtheit sagt Derrida: „I oppose nothing“. Aber die „supplementary complication“, die er anfügen wolle, bestehe darin, dass nur gemäß einer Theoriefacette von dieser Bestimmtheit ausgegangen

werden könne. Für eine „general theory“ (*Rep*, 205) sei diese Facette jedoch ungenügend.¹⁶ Dafür bedarf es eines notorisch weiten – und wie Derrida anfügen würde: notwendig problematischen – Bedeutungsbegriffs.

In diesem Sinn weist Pradhan darauf hin, dass Derridas weiter Bedeutungsbegriff als disseminativer Begriff zugleich ein eigentlich minimaler Bedeutungsbegriff sei.¹⁷ Denn wenn Bedeutung sich in jedem Kontext anders formieren kann, dann ist dies eine Weite der Struktur (Iterabilität), in der Äußerungen Bedeutungen haben können – und keine Weite einer Struktur von Bedeutung (Intentionalität). Entsprechend hält Pradhan fest:

If a sentence can be put to any use, and if its meaning does not restrict its use in any way and it retains the same meaning in the context of those multiple uses; [...] then we had better posit only the minimum required semantically to constitute that sentence or sign as a unit of language.¹⁸

Searle versteht aber eine Struktur von Bedeutung (Intentionalität) als Möglichkeitsbedingung von Bedeutung überhaupt. Die Möglichkeit einer empirischen Erkenntnis der je kontextuellen Voraussetzungen von Bedeutung (minimalistische Bedeutung à la Pradhan) bedeutet aber nicht nur einen weiten, sondern einen elusiven (disseminativen) Strukturbegriff als Möglichkeitsbedingung von Bedeutung überhaupt vorauszusetzen. Da Searle die empirische Erkenntnis von Bedeutung jedoch ausgehend von einer bestimmten, akontextuellen Struktur von Bedeutung denkt – und somit gerade die je kontextuelle Empirizität von Bedeutung nicht zu denken vermag –, wirft Derrida ihm vor, einer „empiricist confusion“ (*Lim*, 124; vgl. *AE*, Kap. III.3.1) zu erliegen.

In diesem Sinn ist schließlich die Frage zu stellen, wie Searles Theorie zur Möglichkeit ihrer eigenen Theoriebildung steht. Derrida unterstellt Searle, seine Theorie könne ihre eigenen Voraussetzungen nicht thematisieren – und könnte sie dies, sähe sie anders aus:

¹⁶ So bereits Richards (vgl. Kap. III.2.1). Vgl. Richards, „Searle on Meaning and Speech Acts“, 519.

¹⁷ Pradhan, „Minimalist Semantics“, 245.

¹⁸ Ebd., 248.

The entire apparatus of distinctions on which this discourse [Searles] is based will melt away like snow in the sun. To each word will have to be added ‚a little,‘ ‚more or less,‘ ‚up to a certain point,‘ ‚rather‘ and despite all this, the literal will not cease being somewhat metaphorical, ‚mention‘ will not stop being tainted by ‚use,‘ the ‚intentional‘ no less slightly ‚unintentional,‘ etc. Searle knows well that he neither can nor should go in this direction. He has never afforded himself the theoretical means of escaping conceptual opposition without empiricist confusion. (*Am*, 124)¹⁹

Die Frage, die Derrida also stellt, ist die nach Searles Theorieverständnis. In diesem Sinn ist folgende Aussage Searles in einer späteren Bezugnahme auf Derrida (und dessen Verteidigung durch Culler) von Interesse: „But in fact it is a consequence of the theory that in real life there can be all sort of marginal cases within each family of speech acts.“ (*WUD*, 182) Derrida verweist nun darauf, dass sich die Theorie am „real life“ zu messen habe – und nicht umgekehrt: „Why determine as ‚marginal‘ what can always go on in ‚real life,‘ which is, to my knowledge, the only place from where a theory of language can draw its ‚facts,‘ its ‚examples,‘ its ‚objects?‘“ (*Am*, 125) Unter Verweis auf Austins „research strategy“ hält Searle dem entgegen:

Austin’s idea is simply this: if we want to know what it is to make a promise or make a statement we had better not *start* our investigation with promises made by actors on stage in the course of a play or statements made in a novel by novelists about characters in the novel, because in a fairly obvious way such utterances are not standard cases of promises and statements.“ (*Rep*, 204)

Von Searles Theoriedesign her ist dies plausibel: Wenn man wissen will, was es mit der Intentionalität von Bedeutung auf sich hat, muss man zunächst die Fälle untersuchen, in denen Bedeutung intentional gegeben ist. Aber dies ändert nichts daran, dass es sich dabei nur um eine Design*möglichkeit* einer „general theory“ der Sprache handelt – und nicht um deren Notwendigkeit.

¹⁹ In diesem Sinn sei an eine Beobachtung Franks erinnert (vgl. Kap. III.2.3): „Dieses ‚Mehr oder weniger‘ bezeichnet freilich die ganze Schwierigkeit dieser Theorie.“ (Frank, „Die Entropie der Sprache“, 501)

In Abwandlung des homo-mensura-Satzes kann man also mit Derrida gegen Searle festhalten: Das Maß einer Theorie sind die empirischen Möglichkeiten, die mit ihr in Verbindung gebracht werden können – andernfalls handelt es sich um eine „empiricist confusion“, die ihre eigene Theoretizität verkennt. In diesem Sinne hält auch John F. Crosby fest: „I think he [Searle, *P.F.*] would say that he found a theory of these acts [speech acts, *P.F.*] which enables him to explain in empiricist terms the non-empirical strictness.“²⁰ Nun ist aber gerade die „strictness“ einer Beobachtung ihre Theoretizität und diese ist gerade nichts Empirisches.²¹ Auch Moati hält in diesem Sinne fest:

Searle, sous prétexte d’offrir un statut conceptuel (mention) à la citation, réitère le geste métaphysique le plus classique de répression de la prolifération citationnelle en défendant l’étanchéité de la distinction entre utilisation normale d’une part et citation parasitaire d’autre part. Or sur quel critère repose la distinction entre le normal et l’anormal?²²

Derrida fordert in diesem Sinne eine Beschreibung des Möglichkeitsraum von „normal“ *und* „anormal“, Sprache *und* Schrift, weil dies die empirischen Tatsachen sind, die überhaupt erst aufgrund einer nicht eingesenen Theoretizität als nicht-empirische Opposition aufgefasst werden können.

²⁰ John F. Crosby „Speech act theory and phenomenology“, in: *Speech Acts, Meaning and Intentions*, 62-90, 77.

²¹ Crosby identifiziert zunächst den Anspruch Searles, „that he can explain on empiricist terms the non-empirical aspects of promising“ (ebd., 78). Von den von Searle dafür geltend gemachten Regeln oder Gesetzen hält er sodann fest: „[They] flow from promising, and not promising from the laws.“ (Ebd., 85)

²² Moati, *Derrida/Searle*, 123.

III. 4.3. Kontextualität und Diskontinuität der Theorie

Inhalt des Unterkapitels

Abschließend ist die Frage zu stellen, wie ein sprachphilosophischer Kontextualismus unter den erkenntnistheoretischen Bedingungen der Intratheoretizität zu verstehen ist. Gegen die Position Derridas, die dann als mehrstufiger Kontextualismus zu verstehen ist, gilt es die Kontinuitätsthese der Intelligibilität (KIS) einzuführen. Abgeschlossen wird diese Betrachtung mit Überlegungen zur Verortung Derridas gegenüber Kant und Quine.

Derridas Argument für die Generalisierbarkeit von Schrift ist bereits als Argument der Kontextualität dargestellt worden. In Kürze besagt dieses: Es kann keine transzendente, also kontextlose, Bestimmung der Bedingungen der Intelligibilität von Sprache geben, weil diese Intelligibilität je nur kontextuell gegeben ist. Anders gesagt: Das Prinzip der Intelligibilität von Sprache ist ihre Kontextualität; was aber zugleich bedeutet, dass dieses Prinzip nicht als Prinzip gedacht werden kann, weil Kontextualität gerade besagt, dass diese Intelligibilität nicht transzendental – das hieße: kontextlos – gedacht werden kann. Im Gegenteil: Sprache – und das, was sprachlich vermittelt ist (etwa: Theorien) – müssen ausgehend von der Kontextualität als ihrer Intelligibilitätsbedingung gefasst werden. Das Einsehen von Theoretizität ist demnach mit der Frage nach dem Kontext verbunden, da dieser für die Unmöglichkeit kontextloser Geltung, also – wie man sagen könnte – für die Unmöglichkeit reiner Theoretizität steht. Dies ist bereits als Koimplikation theoretischer und empirischer Verhältnisse, mithin als „trace“ (*Gr*, 90) beschrieben worden (vgl. Kap. III.3.2; III.3.3). Kontextualität ist in diesem Sinn als ein mehrstufiges Prinzip (vgl. *GS3*) der Sprache zu betrachten. Daraus folgt jedoch nicht die Annahme, Derrida vertrete einen sprachphilosophischen Kontextualismus – als sei Kontextualität ein schon hinreichendes sprachphilosophisches Modell (vgl. *GS2*). Derridas Kontextualismus bestreitet gerade diese Möglichkeit einer empirisch vollständigen theoretischen Position.

In diesem Sinn sind auch Derridas Angriffe auf die Position des

Phonozentrismus zu verstehen.¹ Diesen betrachtet er als „[l]e système du ‚s’entendre-parler‘ à travers la substance phonique – qui se *donne* comme signifiant non-extérieur, non-mondain, donc non empirique on non-contingent“ (*Gr*, 17). Der Phonozentrismus abstrahiert dabei von der Äußerlichkeit der Sprache, indem sie den Einsatz des Sprachmaterials im Sprechen als theoretisch irrelevant erachtet (vgl. *UrriI*, Kap. III.3.1). Dies bedeutet zugleich: „[C]onfiner l’écriture dans une fonction seconde et instrumentale : traductrice d’une parole pleine et pleinement *présent*“ (*Gr*, 17). Dagegen verweist Derrida auf die Schriftlichkeit des Sprechens selbst, das heißt auf die Notwendigkeit der Verwendung desjenigen Sprecher-unabhängigen Materials beim Sprechen, aus dem Schrift besteht. Sprechen ist in diesem Sinn immer auch nicht-intentional und daher nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Unmöglichkeit einer intentionalen Bezugnahme auf Realität – weil die Notwendigkeit der Verwendung von Schrift beim Sprechen nicht intentional erfolgt.

Sprechen und Ontologie sind demnach schon Gegensätze – was jedoch vom Phonozentrismus als einer Spielart des Logozentrismus nicht gesehen werde, so Derrida weiter, da dieser je schon von der Abstrahierbarkeit der Äußerlichkeit des Sprechens – und somit der im Sprechen gerade nicht tilgbaren und somit überschüssigen Empirizität jeglicher sprachlich artikulierter Theoretizität – ausgehe: „Elle [die Äußerlichkeit, die Empirizität der Sprache, *P.F.*] reste donc dans la descendance de ce logocentrisme qui est aussi un phonocentrisme : proximité absolue de la voix et de l’être, de la voix et de sens de l’être, de la voix et de l’idéalité du sens.“ (*Gr*, 23) Die These des Logozentrismus besteht demnach in der Annahme einer authentischen, das heißt unverfälschbaren Kontinuität der Intentionalität in der Interaktion mit der nicht intentionalen Welt – wobei Searles g-Repräsentationalität (vgl. Kap. III.2.1) entsprechend als eine Variante des Logozentrismus betrachtet werden muss. Dieser besteht je in der Annahme der Kontinuität *eines* Mechanismus von Intelligibilität: So garantiert die Kontinuität des „Sich-im-Sprechen-Hörens“ („s’entendre-parler“, *Gr*, 17) für den

¹ Siehe hierzu: Welsch, *Vernunft*, 250f.

Phonozentrismus die Intelligibilität einer nicht empirischen, weil-vollkommen intentionalen Sprache.

Dies kann als die *Kontinuitätsthese der Intelligibilität von Sprache (KIS)* verstanden werden, die entsprechend als Ausbuchstabierung der methodologischen Frage Baz' nach der Kontinuität oder Diskontinuität alltäglichen (Sprach-)Wissens mit theoretischen Fragestellungen verstanden werden kann (Kap. I.1). Entsprechend grenzt Derrida seine Position zunächst von der Annahme der „continuité de toute dérivation“ (*Sec*, 370) sprachlich intelligibler Gehalte ab. Diese Kontinuität führt Searle dann als „permanence“ (*Rep*, 200) der Intentionalität aber wieder gegen Derrida ins Feld. Searle sucht als Vertreter von (KIS) dabei je nach theoretischen Garantien – der Intentionalität oder dem Kontext einer Äußerung –, um eine Vermengung einer fundamental angenommenen Intelligibilitätsgrundlage der Sprache – entsprechend Searles Modell: die Sprachkompetenz des Muttersprachlers (vgl. Kap. III.3.2) – mit empirischen Faktoren zu verhindern. In diesem Sinne kennzeichnet auch Pradhan die Vorgehensweise von (KIS) gegenüber einer potenziellen Infragestellung theoretisch-empirischer Kontinuität in einer Weise, die zugleich Searles vorgehen in der Debatte mit Derrida treffend wiedergibt: „The usual candidates for such supplementary factors are the relevant intentions of the speaker and the relevant aspects of the context of the speech act. It can be argued that these two factors cannot be parodied.“²

Aber wie die bisherige Diskussion gezeigt hat, ist auch der geltende Kontext nichts Gegebenes, sondern kann durch den Einsatz von damit inkompatiblen Äußerungen und Erfahrungen in unabsehbarer Weise transformiert werden.³ Auch Stalnaker hält in diesem Sinne fest:

An assertion can then be understood as a proposal to alter the context by adding the information that is the content of the assertion to the body of information

² Pradhan, „Minimalist Semantics“, 240.

³ Dies setzt, wie gesehen (Kap. III.3.3; III.4.1), voraus, dass der Kontext nicht als „a piece of presence“ (Fish, „With the Compliments of the Author“, 213), das heißt nicht „as something *in* the world“ (ebd., 219), sondern als „a structure of assumptions“ (ebd.) betrachtet wird.

that defines the context, or equivalently, by eliminating from the context set – the set of possible worlds available for speakers to distinguish between – those possible worlds in which the proposition expressed in the assertion is false.⁴

Dies betrifft aber nicht nur Sprechhandeln, sondern Handeln und Erfahren generell. Eine politische Demonstration ist stets latent bedroht, von gewaltbereiten Vandalisten pervertiert – „parodiert“ (Pradhan) – zu werden. Der Kontext, in dem dies stattfindet, ist dann keine Wahrnehmung von Grundrechten mehr, sondern schlimmstenfalls ein rechtsstaatlicher Ausnahmezustand.

Entsprechend rührt auch Derridas Kontextskepsis⁵ aus der Einsicht – im Rahmen seiner generellen anti-skeptischen Strategie (Kap. III.3.2) –, dass die meisten Kontexte, in denen man sich befindet, nicht in der Weise bestimmt sind, wie man dies zunächst annimmt. Denn man ist keineswegs immer – wie dies (*KIS*) im Sinne der Reduktion einer empirischen Situation auf eine theoretische Facette derselben unterstellen würde – einfach nur „zu Hause“, „in der Schule“, „auf der Arbeit“, „in der Disco“, „beim Essen“, „in einer bedrohlichen Situation“, etc. Vielmehr zeichnen sich die kommunikativen (und erfahrungsmäßigen) Vorgänge in diesen Kontexten dadurch aus, dass sie sie keineswegs nur reproduzieren. Zwar ist man jeden Tag wieder „beim Essen“, dennoch ist jedes Essen anders in Bezug auf das, was man dabei macht, hört, tut, liest, schmeckt. Derrida spricht entsprechend von einer „pureté re-

⁴ Stalnaker, „On the Representation of Context“, in: *Context and Content*, 96–113, 99. (Eigene Hervorhebung, *P.F.*)

⁵ Auf Salanskis Wort, wonach Derrida einen „scepticisme généralisé à l'égard du propre“ (Salanskis, „Déconstruction et linguistic turn“, 49) vertritt, ist bereits hingewiesen worden (Kap. III.3.2). Während der Kontext – gemäß Derridas paradigmatischer Erklärung – die Eigenheit einer Äußerung, den Eigensinn der Aussage eines Sprechers, garantiert, bedeutet Kontext-Skepsis hier, diese Eigenschaft des Begriffs Kontext zu bezweifeln. Entsprechend erläutert Salanskis: „L'élément important, à mes yeux, dans cette pensée de l'écart, de la non-proprieté, est qu'elle est liée à l'affirmation d'une dynamique : c'est un mouvement inexorable et fondamental qui commande la non-coïncidence s'approfondissant et se renouvelle.“ (Ebd., 17)

lative [...] de tout événement de discours ou de tout *speech act*“.
(*SEC*, 389)

Demnach sind sowohl die Kontexte als auch die Vorgänge innerhalb derselben nie dieselben, sondern stets Teil einer „itérabilité générale“ (ebd.), der Alterabilität zugehört, damit sprachliche Identität reproduzierbar ist: So bedarf es schon eines *anderen* Tages, um *wieder* beim Essen zu sein. Hier ist die Nähe Derridas zu Adorno unverkennbar, wenn dieser festhält: „Der Wert eines Gedankens bemißt sich an seiner Distanz von der Kontinuität des Bekannten.“⁶ Entgegen der Annahme der „permanence“ als einem schon theoretisch hinreichend beschreibbaren Raum, in dem sprachliche Identität gespeichert werden kann, hält auch Hägglund fest: „That is why Derrida maintains that inscriptions do not befall an already constituted space but produce the spatiality of space.“⁷

Eine allgemeine Bestimmung des Kontextes muss demnach unbestimmt bleiben, da dieser sich *nur je relativ* zu gemachten Äußerungen (Erfahrungen, Handlungen) produziert. Die je konkrete Bestimmung eines Kontextes entspricht strukturell dabei dem Begriff der Inkommensurabilität, von der Welsch sagt, dass sie „nur zwischen überschaubaren Konfigurationen und in spezifischer Hinsicht behauptet werden [kann]“.⁸ Die Intentionalität einer Äußerung (oder Erfahrung oder Handlung) ist folglich ein wichtiges Kriterium der Kontextbestimmung – aber nicht hinreichend: „Dans cette typologie, la catégorie d'intention ne disparaîtra pas, elle aura sa place, mais, depuis cette place, elle ne pourra plus commander toute le système de l'énonciation.“ (*SEC*, 389)

Wie gesehen zwingt diese Überlegung zu einer *Erkenntnistheorie der Sprache*: Denn die Funktionsweise von Sprache lässt sich dann nicht in Abhängigkeit eines ontologischen Prinzips bestimmen. Derrida verweist in diesem Sinn auf die „force de rupture avec son

⁶ Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980), 88. Siehe zum Verhältnis Adorno-Derrida die Arbeiten Menkes. Zum Beispiel Menke, *Die Souveränität der Kunst* sowie *Spiegelungen der Gleichheit*. Politische Philosophie nach Adorno und Derrida (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2004).

⁷ Hägglund, *Radical Atheism*, 27.

⁸ Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, 269.

contexte“ (*SEC*, 377). Jeder Gebrauch von Sprache, jede theoretische Bestimmung einer empirischen Situation ist immer auch „rupture avec son contexte“, weil Sprache schon der Materialität der Schrift bedarf ebenso wie Theorien schon der Materialität empirischer Erfahrung bedürfen, um formulierbar zu sein. Sie setzen immer schon die Veränderung dessen voraus, worauf sie sich beziehen. Deswegen genügt es nicht, die Intelligibilität von Äußerungen in einem adäquaten Kontext an ihrer Illokutionarität zu bemessen (Searle), weil eine Äußerung schon in der Voraussetzung eines bestimmten Kontextes – und sich zu diesem verhaltend – zu dessen Veränderung beiträgt. Die Intelligibilität kontextueller Gehalte lässt sich somit *nicht restlos* in eine Theorie überführen – und deswegen kann auch kein Theorem, *pave* Intentionalität, die Kontinuität einer solchen Intelligibilität verbürgen.

Nun hat Moati scheinbar etwas anderes festgestellt, wenn er Derridas Kontextbegriff in Engführung mit einem Bewusstseinsbegriff à la Husserl identifiziert.⁹ Tatsächlich hält Derrida fest:

Font partie de ce prétendue contexte réel un certain „présent“ de l'inscription, la présence du scripteur à ce qu'il a écrit, tout l'environnement et l'horizon de son expérience et surtout l'intention, le vouloir-dire, qui animerait à un moment donné son inscription. (*SEC*, 377)

Derrida unterscheidet folglich zwischen dem Kontext als Intentionalität und der Kontextualität als Intelligibilitätsbedingung von Sprache. Von einem intentionalen Verständnis des Kontextes ließe sich demnach gerade nicht auf Kontextualität als Prinzip schließen. Dies wäre eine Variante von (KIS) im Sinne einer alltäglich-theoretischen Kontinuität. Denn das Intentionalitätstheorem der Kontextualität ist doch nur eine Facette derselben: Folglich muss Kontextualität auch als theoretische Pluralität – beziehungsweise ontologische Neutralität – gefasst werden. Eben deswegen bestreitet Derrida das Intentionalitätstheorem nicht, sondern ergänzt dieses um das Schrifttheorem. Entsprechend spricht Derrida auch nicht vom Kontextualismus als einer Intelligibilitätsbedingung – dann verträte

⁹ Moati, *Derrida/Searle*, 54: „En effet, c'est dans les termes maintenus du primat de la présence conscientielle que le context sera défini par Derrida.“

er einen Kontextualismus erster Ordnung –, sondern verwendet hierfür den Neologismus „Iterabilität“, weil Kontextualismus als Variation des Bewusstseinsbegriffs Kontext (Moati) eine Vereinfachung wäre. Iterabilität ist somit der Name für einen mehrstufigen Kontextualismus, der seine Theoretizität diskontinuierlich, das heißt nicht verallgemeinerbar denkt.

Entsprechend besteht die einzige Annahme, die Derrida voraussetzt, um den Begriff des Kontextes zu bestimmen, darin, dass sich Kommunikation „massivement“ durch dasjenige bestimmen lasse, was je als Kontext gilt (vgl. *SEC*, 368). Dabei erklärt Derrida „qu’il s’agira, dans cette communication-ci, du problème du contexte et de la question de savoir ce qu’il en est de l’écriture quant au contexte en général“ (*SEC*, 368; meine Hervorhebung, *P.F.*). Insofern es sich hierbei für Derrida um eine erkenntnistheoretische Frage („question de savoir“, *SEC*, 368) handelt, liefert Derrida folglich auch keine Bestimmung des Kontextbegriffs, sondern stellt diesen in Frage, ohne ihn zu rehabilitieren: Denn an die Stelle der Frage nach dem Kontext tritt Iterabilität, die aber nicht als modelltheoretische Bestimmung des Kontextes mißverstanden werden darf:¹⁰ „Elle consiste à reconnaître que la possibilité du négatif [...] est une possibilité certes structurelle, que l’échec est un risque essentiel des opérations considérées“ (*SEC*, 385). Anders wäre mit den intratheoretischen Ansprüchen der Derridaschen Erkenntnistheorie gebrochen.

Abschließend soll nun geprüft werden, ob diesem Anspruch mithilfe einer Unterscheidung Rechnung getragen werden kann, die in systematischer Hinsicht von Conant vorgetragen wird. So unterscheidet dieser in der Sprachphilosophie eine Cartesianische von einer Kantianischen Fragestellung. Ersterer geht es dabei um das konkrete Wissen dessen, was eine Äußerung bedeute: „This version of the Cartesian sceptic asks: how can I penetrate the pe-

¹⁰ Dies ist auch die Auffassung, die Glendinning vertritt: „But this is, of course, [...] the essence of the ordinary as Derrida thinks it is. It is part of the iterable structure of language in general that it is indefinitely open to future contingencies which are *a priori* illimitable by an essential definition.“ (Glendinning, „Inheriting ‚Philosophy‘, 32)

numbra of interpretation and attain a view of the meaning itself?“¹¹ Searle zerschlägt den gordischen Knoten zwischen „interpretation“ und „meaning itself“, indem er – auch gegenüber Derrida – Interpretation für überflüssig erklärt: „[T]here need not be two separate processes“ (*Rep*, 202). Searle stützt sich hierbei auf einen kontinuierlichen Begriff von Bedeutung, der die Möglichkeit einer funktionalen Differenz der Sprache zwischen ihrer Interpretierbarkeit und ihrer Bedeutung zugunsten der intentionalen Bestimmtheit von Bedeutung aufhebt: „I know what I mean.“ (*IEFP*, 141)

Der Searlschen Engführung von Sprecherintention und Satzbedeutung steht bei Derrida die Annahme einer Bedeutungsvariabilität durch Kontextualität entgegen, die durch Sprecherintentionen gerade nicht kontrolliert werden kann. Dieser Umstand ist für Derrida keine kontingente Annahme von Kommunikation, sondern er verteidigt diese gegenüber Austin – von dem er fälschlicherweise¹² zunächst¹³ annimmt, er behaupte etwas anderes – als „la loi même du langage“ (*SEC*, 387).¹⁴ Hieraus wird ersichtlich, warum Searle auf Derrida hat antworten müssen. Denn wie bereits gesehen geht Searle von dem „principle“ aus „that whatever can be meant can be said“ (*SA*, 19) – das bereits erwähnte „principle of expressibility“. Dieses Prinzip gilt aber nur, wie Searle in einem vorangegangenen Abschnitt erwähnt, insofern es je einen bestimmten Kontext gibt, in dem „the literal utterance [...] would constitute a performance of that speech act“. (*SA*, 19) Searle weist explizit auf die Notwendigkeit hin, dass eine Äußerung nur dann zu einer intentionalen Aussage werden kann, wenn sie „in a particular context“ (ebd.) getätigt wird. Searles Annahme ist hier, dass ein Sprecher je schon weiß, in welchem Kontext er und seine Hörer sich befinden und welche Äußerung folglich getätigt werden muss, um eine Intention zu vollziehen. An dieser Stelle setzt aber die Fragestellung

¹¹ Conant, „Varieties of scepticism“, 101.

¹² So Cavell: „Austin’s [...] surprises of the everyday are not for which Derrida has much ear, or much patience.“ (Cavell, „Seminar on ‚What did Derrida Want of Austin?‘“, 90)

¹³ Vgl. Moati, *Derrida/Searle*, 130.

¹⁴ Dies verteidigt allerdings Fish, „With the Compliments of the Author“, 211f.

Derridas ein, insofern seine Einführung von Kontextgeltung und Kommunikation gerade der Frage verpflichtet ist, *wie* Bedeutung *durch den Kontext* zustande kommt – man erinnere sich an den Hinweis Bertrams, Derridas Fragestellung als „Theorie des Bedeutungsgeschehens“ zu fassen (vgl. Kap. III.4.1).

Man kann hierin nun die zweite Conantsche Fragestellung der Sprachphilosophie erkennen, die dieser die Kantianische nennt: „[H]ow can a sequence of marks or noises so much as seem to *mean* something?“¹⁵ Die *prima facie* transzendente Antwort Derridas lautet demnach: durch die Geltung eines Kontextes. Diese positive transzendente Antwort versteht Derrida aber als zugleich empirisch bedingt: Nur weil die empirischen Möglichkeiten der Intelligibilität einer Äußerung oder einer Theorie unbegrenzt sind, kann Kontextualität überhaupt als transzendente Antwort auf die kantische Frage verstanden werden. Wie Derrida sagt: „Mais la condition de possibilité de ces effets est simultanément, encore une fois, la condition de leur impossibilité, de l'impossibilité de leur rigoureuse pureté.“ (SEC, 391) Es wäre folglich ein Missverständnis, wollte man aus dem Umstand, dass Derrida auf Conants Kantianische Fragestellung antwortet, darauf schließen, dass Derrida ein Kantianer sei (vgl. allerdings Kap. IV.4.2).¹⁶

Dies wäre, nach Derridas Auffassung, nicht der Fall, wenn der Begriff des Kontextes transzendental bestimmt werden könnte. Da dies, wie gesehen, unmöglich ist, kann der Kontextbegriff theoretisch (funktional, teleologisch) nicht hinreichend stabilisiert werden, da sein Funktionieren von einer Empirizität abhängig ist, die gerade im potenziellen Auffinden immer neuer theoretischer Maßstäbe besteht (vgl. Kap. III.3.2). Entsprechend muss auch der Searlsche Begriff des Kontextes als Bewusstseinsbegriff als ein instabiler, das heißt theoretisch mehrdeutiger Begriff betrachtet werden. So entspricht der Kontext stets einem zwar strukturell vagen, aber impliziten Konsens („une sorte de consensus implicite mais struc-

¹⁵ Moati, *Derrida/Searle*, 130.

¹⁶ Bennington spricht in diesem Sinne von „l'espoir aussi de commencer à comprendre un peu mieux pourquoi la déconstruction n'est pas essentiellement une philosophie de type kantien“. (Bennington, Derrida, *Jacques Derrida*, 86)

turellement vague“, *SEC*, 368) der an einer Situation beteiligten Hörer und Sprecher. Als dieser implizite Konsens wird dem Kontext bei jeder Äußerung – gleich ob „im Urlaub“, „auf der Bank“ oder „beim Essen“ – Rechnung getragen. Derrida erläutert an dieser Stelle nicht, inwiefern dieser implizite Konsens näher zu verstehen sei, allerdings scheint damit eine durchaus intuitive Annahme berührt. Ein Gespräch „auf der Straße“ unterscheidet sich von einem „im Kolloquium“, ohne dass explizit gemacht werden müsste, worin dieser Unterschied besteht.

Derrida setzt nun – soweit erkennbar – begründungsfrei voraus, dass diese Andersartigkeit von Situationen bestehe und dass diese Auswirkungen auf die Art und Weise habe, wie kommuniziert werde:

Par exemple, dans un *colloque de philosophie de langue française*, un contexte conventionnel [...] semble prescrire qu'on propose des „communications“ sur la communication, des communications de forme discursive, communications colloquiales, orales, destinées à être entendues et à engager ou à poursuivre des dialogues dans l'horizon d'une intelligibilité et d'une vérité de sens, de telle sorte qu'un accord général puisse finalement, en droit, s'établir. (*SEC*, 368)

Trotz der scheinbar selbstverständlichen Gewissheit dieser Annahmen, wie man sich innerhalb eines bestimmten Umstandes zu artikulieren habe, bezweifelt Derrida, dass diese kommunikativen Voraussetzungen zwischen implizitem Konsens und „accord général“ absolut bestimmt werden könnten: „Mais le réquisits d'un contexte sont-ils jamais absolument déterminables?“ (*SEC*, 369) Damit ist zugleich der sachliche Kern der Debatte mit Searle bezeichnet – auch wenn Moati der Ansicht ist, dass es in dieser Debatte vornehmlich um Intentionalität gehe.¹⁷ Denn tatsächlich beruht Searles Argumentation als Transferierbarkeit intentionaler Bestimmtheit auf der Annahme stabiler (kontinuierlicher) Kontextualität. Diese Annahme ist Teil der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen Searles. Diese werden aber erst in der Debatte mit Derrida als

¹⁷ So hält Moati programmatisch (vgl. Kap. III.1) fest: „Plus que jamais, ce débat interroge le concept de l'intentionnalité“ (Moati, *Derrida/Searle*, 8).

solche sichtbar, weil Derrida explizit nach diesen fragt. Er weist nach, dass diese in keiner transzendentalen Form verfügbar sind. Dass Searle sich nicht um einen argumentativen Nachweis transzendentaler Form bemüht, sondern diese Begründungslast naturalisiert, entlastet seine Position nicht. Oder wie Stanley Fish meint: „Searle’s argument will hold only if the category ‚normal‘ is transcendental, if what fills it is always the same, whatever the circumstances.“¹⁸ Demnach ist Searle ein Kantianischer Wolf im Cartesianischen Schafspelz.

Während sich Derrida um eine Aufdeckung der erkenntnistheoretischen – Kantianischen – Voraussetzungen der Debatte bemüht, naturalisiert Searle diejenigen Kategorien, die Derrida erkenntnistheoretisch problematisiert. Searles Naturalisierung der Sprachphilosophie läuft schließlich auf eine Ontologie ihrer erkenntnistheoretischen Voraussetzungen hinaus, die er Kantianisch absichern müsste. Aber auch gegen eine solche Absicherung – ob unausgesprochen unterstellt oder tatsächlich ausgeführt – weist Derrida umgekehrt nach, dass diese Voraussetzungen als epistemisch offen gedacht werden müssen (vgl. Kap. III.1; *Aw*, 147). Diese epistemische Offenheit geht mit einem diskontinuierlichen Kontextbegriff einher, der als sprachphilosophisches Korrelat einer neutralen Ontologie mitsamt offener Zukunft (vgl. Kap. III.3.3) zu verstehen ist.

In Folge der Derridaschen Aneignung und Ineinanderführung der Themen Austins und Husserls ist deutlich geworden, dass hierbei wesentlich die Frage nach der Kompatibilität von Sprachphilosophie und Ontologie verhandelt wird (vgl. Kap. II), die – wie zu Beginn (vgl. Kap. I.2) gezeigt wurde – Fragen und Themen der sich an Quine anschließenden Diskussion aufnimmt. Dieser Verdacht hat sich nun in erkenntnistheoretischer Hinsicht erhärtet: Wie

¹⁸ Stanley Fish, „Normal Circumstances and Other Special Cases“, 287. So auch Moati über Searles „principle of expressibility“: „La coupure préconisée par Derrida n’entrave jamais pour Searle le sens et la possibilité de remonter *en droit* aux intentions qui sont à son origine. Et quand bien même nous n’y parviendrions pas *de fait*, cette possibilité de comprendre reste une *possibilité transcendental* pour Searle.“ (Moati, *Derrida/Searle*, 109)

Quine sieht auch Derrida gegenüber Searle (und Husserl) die Notwendigkeit, „Epistemologie nicht mehr am Paradigma des Bewußtseins“¹⁹ auszurichten. Kurthen fasst dies folgendermaßen zusammen:

In Derrida findet Searle insofern einen großzügigeren Gegner [als in Quine, *P.F.*], als dieser am intentionalistischen Idiom keinen Anstoß nimmt, ja nicht einmal die wichtige Rolle der Intentionen in der philosophischen Analyse bestreitet. Nur zerstört Derrida genau diejenige (mythische) Eigenschaft der Intentionalität, die Searle gegen Quine und gegen den Derrida von SEC hätte belegen müssen: die der ungeteilten, erfüllten Selbstpräsenz. Die unausrottbare Nicht-Präsenz der Intention dezentriert das Subjekt der Äußerung, für das der Kontext „total“ sein sollte. Damit wird auch der 1. Person-Standpunkt zu einem nur relativ spezifischen Effekt im Spiel der differentiellen Zeichen, dessen „effektive“ epistemische Ausgezeichnetheit niemals eine Bedeutungskonstitution gewährleisten könnte.²⁰

Die Rekonstruktion des erkenntnistheoretischen Ausgangs Derridas in der Derrida-Searle-Debatte lässt diesen schließlich als Verbündeten Quines erkennen,²¹ denn dessen dispositionale Auffassung des Geistes (vgl. Kap. I.2) korrespondiert mit Derridas funk-

¹⁹ Kurthen, „Indeterminiertheit, Iterabilität und Intentionalität“, 82.

²⁰ Ebd., 76.

²¹ Man kann durchaus die Frage stellen, ob sich die Unterstellung dieser Nähe Derridas zu Quine in Anbetracht der Debattenlage nicht völlig uninformativ zeigt. Denn natürlich ist es richtig, dass Quine 1992 einer derjenigen Unterzeichner war, die sich in einem öffentlichen Schreiben gegen die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Derrida durch die Universität Cambridge gewandt haben (vgl. Barry Smith et al., „Derrida Degree: A Question of Honour“, in: *The Times* (London), Saturday, May 9, 1992. Siehe hierzu die gut recherchierten Umstände in der Derrida-Biografie von: Peeters, *Derrida*, 547ff.). Über den Umstand, dass Beide eine Nähe in der Sache verbindet – wenn schon nicht im Stil (von Unterschieden des Stils zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie im Allgemeinen spricht Bernard Williams, „A second Look“, in: Nicholas Bunnin, E.P. Tsui-James (Hrsg.), *The Blackwell Companion to Philosophy* (Oxford: Blackwell, 2003), 23-34; dem widerspricht explizit Gasché, „More than a Difference in Style“) –, ist damit aber noch nichts gesagt. Hinsichtlich der Sache lässt sich ebenso für ein Für (in einige Nähe werden Quine und Derrida

tionalem Verständnis von Sprache als Schrift. In beiden Fällen liegt eine Entgegnung auf die Annahme der Unmittelbarkeit der ontologischen Ansprüche einer Theorie vor. Diese Entgegnung bleibt schließlich dort neutral,²² wo eine Theorie erster Ordnung ihre ontologische Theoretizität realistisch missversteht.

gerückt bei Priest, *Beyond the Limits of Thought*. Siehe ebd. Kap. 13 und 14) wie für ein Wider (Norris, „Supplementarity and Deviant Logics. Derrida contra Quine“, in: *The Philosophical Forum* 29 (1998), 1-27) streiten. Ferner darf angenommen werden, dass Derrida über zumindest einige Kenntnis der Arbeiten Quines verfügt haben muss. So hat er das akademische Jahr 1956/57 als Austauschstudent der École normale supérieure in Harvard verbracht, just zu der Zeit als Quine dort auf den Edgar Pierce Lehrstuhl für Philosophie berufen worden ist (1956). Zwar lässt sich im Einzelnen nicht sagen, inwiefern Derrida vor Ort in Kontakt mit Quineschen Annahmen gekommen ist, aber immerhin hat Benoît Peeters recherchiert, dass Derrida in Harvard an einem Kurs zu moderner Logik teilgenommen und sich darin auch eingehender mit Frege beschäftigt hat („Seul trouve grâce à ses yeux un cours de logique moderne où il apprend ‚des tas de choses sur Frege, le jeune Husserl, etc.‘“ Peeters, *Derrida*, 115); einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen Frege und Derrida sieht: Glendinning, „Communication and Writing“). Hinzu kommt, was nicht vergessen werden darf, dass Derrida nach seiner Rückkehr aus Harvard Quine ins Französische übersetzt hat (Quine, „Les Frontières de la Théorie Logique“, in: *Les Études Philosophiques* 19/1 (1964), übersetzt von Jacques Derrida und Roger Martin, 191-208). Diese Ausgangslage legt es immerhin nahe, eine gewissen Affinität Derridas zu Quine – wenn schon nicht umgekehrt – zu vermuten.

²² Siehe hierzu: Gabriel, „Neutral Realism“, 181: „[N]eutral realism is indeed neutral with respect to any metaphysical commitment to the existence of some single totality of objects or facts“. Vgl. Price, „Metaphysics after Carnap: The ghost who walks?“, 338.